

# DER KAMPF

Jahrgang 4

1. November 1910

2. Heft

## Otto Bauer: Gewerkschaften und Unternehmerverbände

Die Aelteren unter uns erinnern sich noch der grossen Streikwelle, die sich zur Zeit der ersten Maifeier über Oesterreich ergoss. Einem Elementarereignis gleich, unvorbereitet, unerwartet, die plötzliche Entschliessung eines Augenblicks — so brach damals der Streik aus. Eine zündende Rede, ein zufälliger Zwist in der Fabrik brachte den lange angehäuften Ingrimm zur Explosion. Ohne bestimmtes Ziel, ohne klaren Plan traten die Arbeiter in den Ausstand. Der Streik war nicht mehr als der elementare Ausdruck ihres Erwachens — die Zeit der Sklavendemut ist vorüber, nun muss es endlich, endlich besser werden! Als eine Rebellion erschien der Streik den Unternehmern und den Behörden. Welch erschütternde Wendung, da plötzlich die demütigen Sklaven, die gestern noch dem gnädigen Herrn die Hand geküsst, den Gehorsam verweigerten! Ueberrascht, erschreckt, eingeschüchtert standen die Unternehmer dem Unerwarteten gegenüber. In blinder Angst erfüllten sie die Forderungen der Arbeiter.

Nun begannen die Arbeiter die ersten leicht errungenen Siege auszunützen. Die Gewerkschaften entstanden. Sie sammelten den Kriegsschatz für kommende Kämpfe. Der Streik wurde allmählich zum planmässig vorbereiteten, nüchtern erwogenen Mittel des gewerkschaftlichen Kampfes, zu einer alltäglichen Erscheinung des Wirtschaftslebens. Für die Unternehmer wird der Streik ein nüchternes Rechenexempel: Was schmälert den Profit mehr, die Bewilligung der Forderungen oder die Fortdauer der Betriebseinstellung? Die Konkurrenz unter den Unternehmern nützt den Streik aus: wenn der Streik den Betrieb des Herrn Müller stilllegt, nimmt ihm Herr Schulze seine Kundschaft weg! So können die Gewerkschaften einen Unternehmer nach dem anderen angreifen. Das Ergebnis dieser Streikperiode ist eine bedeutende Verbesserung der Arbeitsverhältnisse: Steigen der Löhne, Verkürzung der Arbeitszeit, Erstarben der Gewerkschaften, Entwicklung des kollektiven Arbeitsvertrages.

Aber die Erfolge der Arbeiter zwingen die Unternehmer zur Abwehr. Auch sie suchen nun in der Organisation ihr Heil. Mit den Kartellen, die den Warenmarkt beherrschen, entwickeln sich die Arbeitgeberverbände, die den Arbeitsmarkt regulieren. Der Streik im einzelnen Betrieb ist nicht mehr möglich: stellen die Tischler in einer Wiener Werkstätte die Arbeit ein, so sperren die Unternehmer alle Tischlergehilfen Wiens aus. Unternehmerorganisationen und Arbeiterorganisationen wetteifern im Ausbau der Organisation, in der Sammlung des Kriegsschatzes. Von Zeit zu Zeit stehen sie im Kampf. Sein Ergebnis wird in einem Tarifvertrag, der für alle gleichartigen Unternehmungen einer ganzen Stadt oder eines ganzen Industriegebietes gilt, festgelegt. Nach einigen Jahren, wenn der Vertrag wieder abgelaufen, ringen die beiden Mächte um einen neuen Vertrag.

Aber auch diese Entwicklungsphase bringt den Arbeitern noch grosse Erfolge. Die Unternehmer sind unzufrieden. Sie sehen, dass sie die Bauarbeiter in München nicht bezwingen können, wenn die Bauarbeiter ganz Deutschlands ihnen helfend zur Seite stehen. Darum wollen sie den Kampf gleichzeitig auf der ganzen Linie aufnehmen. Auch die stärksten Gewerkschaften müssen wohl versagen, wenn sie Hunderttausende

ausgesperrter Arbeiter im ganzen Reiche wochenlang unterstützen sollen. Die Arbeitgeberverbände im deutschen Baugewerbe geben den lokalen Vereinigungen den Auftrag, alle Tarifverträge bis zum 31. März 1910 abzuschliessen. Am 1. April 1910 zwingt man die Arbeiter zum Kampf; 187.000 Arbeiter werden ausgesperrt, sie und ihre Familienangehörigen, zusammen wohl 400.000 Personen, sind zum Hungern verurteilt. Die Unternehmer, die sich der Aussperrung nicht anschliessen wollen, werden dazu gezwungen: die organisierten Baumaterialienhändler und Ziegeleibesitzer verweigern ihnen die Lieferung von Baumaterial, der Stahlwerksverband verweigert ihnen die Lieferung von Baueisen. Aber eine Reihe zufälliger Umstände begünstigt den Kampf der Arbeiter. Die Unternehmerorganisation wird geschlagen. Was ihr diesmal noch nicht gelungen, wird sie das nächstmal mit verstärkter Kraft versuchen\*.

Aehnliche Erscheinungen finden wir in den anderen Industriegruppen. Die streikenden Arbeiter der Schiffswerften wollen sich dem Diktat der Unternehmer nicht fügen: sofort drohen die Unternehmerverbände, dass sie 400.000 Metallarbeiter in ganz Deutschland entlassen werden; nur mit Mühe gelingt es, die Riesenaussperrung diesmal noch zu vermeiden. In einer englischen Spinnerei wird ein Vertrauensmann entlassen. Die Arbeiter der Spinnerei stellen die Arbeit ein. Darauf sperrt am 3. Oktober die Vereinigung der Baumwollspinnereibesitzer von Lancashire 700 Betriebe, in denen sonst 150.000 Arbeiter beschäftigt sind. Auch in Oesterreich bereiten die Unternehmer solche Massenkämpfe vor. Auch hier schliessen die Unternehmerverbände alle Tarifverträge so ab, dass sie in demselben Augenblick ablaufen. Im Jahre 1913 müssen 2000 Tarifverträge erneuert werden. . . .

Die Zeit des isolierten Streiks im einzelnen Betriebe ist vorbei. Die Zeit der lokalen Kämpfe einer ganzen Branche in einer ganzen Stadt wird morgen vorüber sein. Die wirtschaftliche Entwicklung treibt zu riesigen Massenkämpfen, in denen Hunderttausende gleichzeitig im Feuer stehen. Solche Kämpfe werden zur Sache der ganzen Arbeiterklasse. Wenn alle Bauarbeiter Deutschlands ausgesperrt werden, treten ihnen die Metallarbeiter und die Holzarbeiter, die Textilarbeiter und die Bergarbeiter helfend zur Seite: die ganze Arbeiterklasse stellt den Ausgesperrten ihre Ersparnisse zur Verfügung. Aber die Solidarität der Arbeiter weckt auch das Solidaritätsgefühl der Unternehmer. Die Kosten der letzten Tischleraussperrung in Wien wurden von den reichsten Metallindustriellen Oesterreichs, von Krupp und Schöller, getragen. Das ist der erste Schritt. Der zweite wird folgen: Wenn die Tischler Wiens sich dem Diktat der Unternehmer nicht fügen, sperrt Krupp in Berndorf, Schöller in Ternitz seine Arbeiter aus. . . .

Wir haben diese Entwicklung in Schweden gesehen. Im Sommer 1909 wurden die Arbeiter in der schwedischen Herrenkleiderkonfektion ausgesperrt, weil sie eine Lohnreduktion nicht hinnehmen wollten. Gleichzeitig wurden aus ähnlichen Gründen die Arbeiter der Zelluloseindustrie und die Arbeiter einiger Wasserwerke ausgesperrt. Nun stellt der Arbeitgeberverband sein Ultimatum: Wenn nicht bis zum 26. Juli 1909 alle diese Lohnkämpfe zu den von den Unternehmern gestellten Bedingungen beendet sind, werden die Arbeiter der Textilindustrie, der Sägewerke und der Holzschleifereien, insgesamt 50.000 Personen, ausgesperrt. Nützt auch dies nichts, dann werden am 2. August auch die Arbeiter der Eisenhüttenwerke, 30.000 Mann, auf die Strasse gesetzt. Fügen sich die Arbeiter auch dann nicht, dann werden alle Betriebe der im Unternehmerverband vereinigten Unternehmer gesperrt. . . . Auf diese Drohung antworten die Gewerkschaften mit der Proklamation des Generalstreiks. 300.000 Arbeiter treten in den Ausstand. Aus dem Streik in der Herrenkleiderkonfektion ist ein Klassenkampf geworden, an dem die ganze Arbeiterklasse beteiligt ist\*\*.

\* Die lehrreiche Geschichte der grossen Bauarbeitersperrung sollte jeder gewerkschaftlich organisierte Arbeiter kennen. Sie ist ein sehr geeigneter Gegenstand für Vorträge in Gewerkschaftsgruppen. Alles notwendige Material finden die Vortragenden in der vortrefflichen Broschüre des Genossen Parvus über „Die grosse Aussperrung und die Zukunft der Arbeiterkämpfe im Reiche“ (Dresden, Kaden u. Co., Preis 60 h) und bei Adolf Braun: Neue Erfahrungen im Gewerkschaftsleben, „Der Kampf“, III, Seite 515 ff.

\*\* Vgl. Branting, Der Massenstreik in Schweden. „Neue Zeit“, XXVII. Jahrgang, 2. Band, Seite 708 ff.

Die Stilllegung der Arbeit im ganzen Lande wird zur Verlegenheit für die ganze Gesellschaft. Auch die unbeteiligten Schichten des Bürgertums sehen ihre Lebensgewohnheiten gestört. Wohl nehmen die Arbeiter auf die Unbeteiligten alle mögliche Rücksicht. Der Gewerkschaftsverband beschliesst: „Die Arbeit wird nicht eingestellt werden, wo es sich um Wartung kranker Menschen oder um die Pflege lebender Tiere handelt, auch nicht in Wasser-, Beleuchtungs- und Reinigungsbetrieben.“ Auch lehnen die Eisenbahner in Urabstimmung die Beteiligung am Streik ab, die Wirkung des Buchdruckerstreiks ist überraschend gering, die unorganisierten Landarbeiter sind am Kampfe unbeteiligt. Trotz dieser Einschränkung des Streiks ist das ganze Bürgertum gegen die Streikenden erbittert. Die Jugend der Bourgeoisie wird in „Schutzkorps“ organisiert, die die streikenden Arbeiter zu ersetzen suchen. Der Stockholmer Bourgeois kann eine Droschke mieten, die von einem Beamten geführt wird; er kann auf der Strassenbahn fahren und findet dort einen jungen Offizier als Schaffner; er kann seine Zeitung lesen, die Ingenieure, Kontorfräuleins und andere „Freiwillige“ gesetzt und gedruckt haben\*. Die ganze bürgerliche Welt steht im Kampfe gegen die Streikenden.

So wird der gewerkschaftliche Kampf zum Klassenkampfe. Zuerst der Kampf in dem einzelnen Betriebe; später der Kampf in einem ganzen Gewerbebezweige einer ganzen Stadt oder eines ganzen Industriegebietes; dann der Kampf einer ganzen Industriegruppe in einem ganzen Reiche; schliesslich der Massenstreik und die Massenaussperrung aller Industriegruppen im ganzen Reiche — das sind die Entwicklungstendenzen der gewerkschaftlichen Kämpfe.

Die grossen wirtschaftlichen Massenkämpfe werden im nächsten Jahrzehnt die wichtigste Methode des Klassenkampfes sein. In ihnen wird sich die Klassenscheidung vollziehen: die Vereinigung aller Arbeiter ohne Unterschied der Nationalität, der Religion, der politischen Tradition auf der einen, die Vereinigung aller besitzenden Klassen auf der anderen Seite. Die ganze Gesellschaft bekommt die Wirkungen des wirtschaftlichen Krieges zu fühlen, der Staat wird zum Eingreifen gezwungen, der wirtschaftliche Kampf wird zum politischen. Die Organisation der Gewerkschaften selbst muss sich den neuen Kampfbedingungen anpassen: da jeder kleine Konflikt zum ungeheuren Massenkampf führen kann, ist die Konzentration aller gewerkschaftlichen Kräfte, die straffste Zentralisierung der Organisation, die einheitliche Führung aller Kämpfe, die Ueberwindung alles beruflichen, lokalen und nationalen Separatismus zwingende Notwendigkeit. Alle Illusionen vom allmählich-friedlichen Aufstieg der Arbeiterklasse, vom Zusammenwirken der Arbeiter mit einem Teil der besitzenden Klassen, vom sozialen Frieden und von der industriellen Demokratie werden zerstört. Ungeheure Arbeiterorganisationen auf der einen, ungeheure Unternehmerorganisationen auf der anderen Seite werden auf dem Schlachtfelde der Industrie die gewaltigen, verheerenden Entscheidungskämpfe ausfechten, in denen die kapitalistische Gesellschaft zusammenbrechen wird.

\* \* \*

Am vollkommensten sind die Gewerkschaften im Deutschen Reiche und in den skandinavischen Ländern den neuen Kampfbedingungen angepasst. Nicht mehr England, sondern Deutschland ist heute der klassische Boden der Gewerkschaftsbewegung. In den anderen Ländern ringen sich die Gewerkschaften in schweren inneren Kämpfen zu denselben Organisationsformen und denselben Kampfmethoden durch, die die deutschen Gewerkschaften unter dem Drucke der wirtschaftlichen Entwicklung angenommen haben.

Erstarrt in den alten Formen und im alten Geiste, standen die alten englischen Gewerkschaften dem Ansturm des organisierten Kapitals hilflos, ratlos, hoffnungslos gegenüber. Schon glaubten sie, dem organisierten Kapital gegenüber seien die alten Kampfmittel der Gewerkschaften überhaupt nicht mehr anwendbar. „Gegen isolierte und unorganisierte Unternehmer hatte der Streik Erfolg. Aber eine vollkommeneren Organisation der Unternehmer verurteilt die Streikpolitik zur Ohnmacht. Die Aussperrung in Tätigkeit ist ein Werkzeug mitleidloser Zerstörung; die Aussperrung im Hintergrund

\* Branting, Am zwanzigsten Tage. „Neue Zeit“, XXVII. Jahrgang, 2. Band, Seite 807 f.

ist ein Gespenst, das droht und schreckt. Die einst so furchtbare Waffe des Streiks wird schwach und unwirksam.“\* Solche Ansichten sind in der englischen Arbeiterschaft weit verbreitet. An den gewerkschaftlichen Kampfmitteln verzweifelnd, betraten die englischen Gewerkschafter den politischen Kampfboden. Die Labour party entstand. Aber gegen sie wendet sich eine Gerichtsentscheidung der Lords, die den Gewerkschaften das Recht abspricht, ihre Gelder für politische Zwecke zu verwenden. Und schlimmer noch als die äussere trifft die junge Arbeiterpartei die innere Gefahr. Ihr Programm lautet: Volle Unabhängigkeit von allen bürgerlichen Parteien. Aber kaum hatte sie den Boden des Parlaments betreten, stand sie vor der Frage des Schutzzolls, der Steuerfrage, der Frage des Oberhausvetos und in allen diesen Fragen musste sie mit den Liberalen gegen die Unionisten zusammengehen. Gegründet, die Arbeiter von den Liberalen loszulösen, wird sie selbst zum Anhängsel der liberalen Partei. Sie sollte den Arbeitersozialpolitische Errungenschaften heimbringen, um sie für die Erfolglosigkeit der gewerkschaftlichen Kämpfe zu entschädigen; aber nach den ersten grossen Erfolgen vermochte sie keine weiteren mehr zu erringen.

Unzufriedenheit, Enttäuschung, Hoffnungslosigkeit zeigen sich nun in ihren Reihen. „Die Organisationen wurden störrisch. Ein gelinder Schlag von den Liberalen brachte sie zum Wahnsinn, ein Angriff von den Konservativen brachte sie von Sinnen. Sie glaubten alles, was die kapitalistische Presse gegen die Partei schrieb, und statt voll Vertrauen auf ihre eigenen Vertreter sich in Geduld zu fassen und indessen im Lande ihre Ansichten zu verbreiten, begannen sie zu schreien: Wir seien vernichtet. Die Partei wurde desorganisiert . . . Selbst unsere Abgeordneten wurden entmutigt und begannen, sich nach anderer nützlicher Arbeit umzusehen.“\*\* Von den Erfolgen auf dem politischen Gebiet enttäuscht, wandte sich die Arbeiterschaft wieder den gewerkschaftlichen Kampfmethoden zu. Hier stiess sie auf die Aengstlichkeit der Gewerkschaftsführer, die den Kampf gegen die organisierten Unternehmer nicht aufzunehmen wagten. Die Flut durchbricht den Damm. „Die Autorität der Gewerkschaftsführer ist gänzlich zusammengebrochen. Sämtliche grossen Streiks der letzten Jahre — der der Werftarbeiter, der Bergleute von Süd-Wales, der Angestellten der Nordostbahn — sind gegen den Willen der Gewerkschaftsleitungen in Szene gesetzt worden. Die ‚Alte Garde‘ kann nicht einmal verhindern, dass die widersetzliche Jungmannschaft sich mutwillig über die bestehenden Verträge hinwegsetzt.“\*\*\* Zugleich strömt eine Fülle neuer Gedanken in die Gewerkschaften ein. Einerseits wird die veraltete Gliederung der Gewerkschaften bekämpft, die Industriegruppenorganisation gefordert. Auf der anderen Seite dringt die Phraseologie des französischen Syndikalismus ein. So befindet sich die ganze englische Arbeiterbewegung im Zustande der Krise. Sie ringt nach neuen Formen und neuem Geiste, die den neuen, durch das Erstarren der Unternehmerverbände so gründlich umgestalteten Kampfbedingungen angepasst sein werden.

Die Umwälzung der gewerkschaftlichen Kampfbedingungen vollzieht sich überall. In Russland hat die Gewerkschaftsbewegung in den wenigen Monaten der Revolution die ganze Entwicklung durchlebt, die in England und Deutschland Jahrzehnte ausgefüllt hat. Die Massenstreiks, mit denen die Arbeiter aller Industriegebiete des russischen Reiches den Massenmord vom 22. Jänner 1905 beantwortet haben, trugen noch den Charakter jener ersten elementaren Streiks, wie wir sie vor 20 Jahren erlebt haben. „Von einem Ende bis zum anderen ging eine grandiose Streikwoge über das Land, seinen ganzen Körper erschütternd. Nach ungefähre Schätzung umfasste der Streik 122 Städte und Dörfer, einige Bergwerke des Donez-Bassins und zehn Eisenbahnen. Die proletarischen Massen wurden bis in ihre Tiefen aufgewühlt. Der Streik zog gegen eine Million Menschen in seinen Bannkreis. Ohne Plan, oft ohne Forderungen, sich immer wieder erneuernd, nur dem Solidaritätsinstinkt gehorchend, beherrschte er fast zwei Monate lang das Land.“† Aber mitten in den Stürmen der Revolution haben sich nicht nur

\* Frank H. Rose, *The coming force*. Manchester 1909, p. 92.

\*\* *The Socialist Review*. September 1910, p. 8, 9.

\*\*\* Physiognomie und Charakter der englischen Gewerkschaftskrisis. „*Soziale Praxis*“, 20. Oktober 1910.

† Trotzky, „*Russland in der Revolution*“. Dresden 1909. Seite 61.

die Arbeiter, sondern auch die Unternehmer organisiert. Die Unternehmerverbände übernahmen die bereits in Deutschland und England entwickelten Organisationsformen und Kampfmethoden. Im Herbst 1906 sieht Russland bereits eine lange Kette von Aussperrungen, in denen das organisierte Unternehmertum mit der Kraft der Arbeiter auch das Rückgrat der Revolution zerbricht\*. Die hereinbrechende Konterrevolution zerstört die Gewerkschaften, aber die Unternehmerverbände bestehen fort. Wenn die Proletarier Russlands die Fesseln wieder zerbrechen, in die der Zarismus sie geschlagen, werden sie sofort grossen, mächtigen Unternehmerverbänden gegenüberstehen. Die russische Gewerkschaftsbewegung wird sofort mit den höchsten, reifsten, dem Kampfe gegen die organisierte Kapitalgewalt angepassten Methoden einsetzen müssen.

Etwas weniger deutlich als in den anderen Ländern ist die Entwicklungstendenz des modernen gewerkschaftlichen Kampfes in Frankreich und in Italien zu beobachten. Gewerkschaften und Unternehmerverbände sind dort noch schwach. Die Streiks tragen oft noch die Charakterzüge einer bei uns schon überwundenen Periode — plötzlicher, unvorbereiteter Ausbruch mit revolutionärem Elan, aber auch sehr schnelles Abbröckeln, wie wir es jüngst wieder bei dem französischen Eisenbahnerstreik gesehen. Die syndikalistische Theorie macht aus dieser Not eine Tugend. Aber die lärmenden Experimente der Syndikalistens verschärfen die Klassengegensätze, sie beschleunigen die Vereinigung aller bürgerlichen Schichten gegen die streikenden Arbeiter, sie demaskieren den Klassencharakter der Staatsgewalt, sie beschleunigen das Erstarken der Unternehmerorganisationen. Die „föderalistischen“ Gewerkschaften erleiden im Kampfe gegen diese Gegner eine Niederlage nach der anderen. Die „reformistische“ Bewegung in den französischen und italienischen Gewerkschaften, die die Gewerkschaften zentralisieren und ihre Kampfmethoden dem deutschen Typus annähern will, ist nichts anderes als der Versuch, die gewerkschaftliche Organisation und Taktik den veränderten Kampfbedingungen anzupassen.

\* \* \*

Die Entwicklung der Unternehmerorganisationen hat die Kampfbedingungen unserer Gewerkschaften vollständig verändert. In schweren inneren Kämpfen sucht die Arbeiterklasse in allen Ländern nach neuen Waffen, die den erstarkten Gegner bezwingen sollen. Auch der österreichische Gewerkschaftskonflikt, der seit Monaten unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist nur in diesem Zusammenhange völlig zu begreifen.

Die österreichische Gewerkschaftsbewegung ist auf deutschem Boden, vor allem in Wien zuerst gross und mächtig geworden. Aus der deutschen Arbeiterschaft sind ihre ersten und bewährtesten Vertrauensmänner hervorgegangen, deutsch war wie die Mehrheit der Mitglieder so auch die Führung. Aber mit dem Wachstum und der Ausdehnung der Gewerkschaften wurde immer grösser die Zahl ihrer nichtdeutschen, vor allem ihrer tschechischen Mitglieder. Und diese Veränderung der nationalen Mischungsverhältnisse in unseren Organisationen fiel zusammen mit der strafferen Zentralisierung nach reichsdeutschem Muster, die die Notwendigkeiten der wirtschaftlichen Entwicklung erzwangen. Das schwere Problem, in straff zentralisierten Reichsgewerkschaften die Arbeiter von acht Nationen zu vereinigen, sollte hier gelöst werden in einer Zeit, in der die nationalen Kämpfe in ganz Oesterreich tobten, der Nationalismus auch in die Arbeitermassen einzudringen begann und die Sozialdemokratie sich in nationale Parteien gliederte, die der Gesamtpartei gegenüber immer selbständiger wurden. Kein Wunder, dass das schwere Problem nicht leicht, nicht restlos gelöst werden konnte. Zeugt die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung der ganzen kapitalistischen Welt für den Zentralismus, so begünstigte die besondere politische Entwicklung Oesterreichs den Separatismus. In dem schweren inneren Kampf in unseren Gewerkschaften tritt der Widerstreit zwischen den

\* Die Aussperrungsperiode fällt in die Zeit der Auflösung der ersten Duma. Sie schwächt und entmutigt die Arbeiter und entzieht dadurch der zweiten Duma den Rückhalt in den Massen. Auf diese Weise trug hier die Unternehmerorganisation sehr viel zum Siege der Konterrevolution bei. Vergleiche Rapport du Parti Socialiste—Democrate Ouvrier de Russie au VIIIe congrès socialiste international, p. 94, 103 ss.

allgemeinen ökonomischen Bedingungen, unter denen die Arbeiter aller Länder leben, und den besonderen politischen Bedingungen, unter denen die Arbeiter Oesterreichs leiden, in Erscheinung\*.

Aber die wirtschaftlichen Notwendigkeiten haben noch stets allen Widerstand gebrochen. Sie zerstören heute den so tief eingewurzelten englischen Konservatismus. Sie werden morgen den französischen und den italienischen Syndikalismus bezwingen. Sie werden auch mit dem tschechischen Separatismus fertig werden.

In Deutschland wie in den nordischen Ländern, in England wie in Russland, in Frankreich wie in Italien werden die Daseinsbedingungen der Gewerkschaften durch das Erstarken der Unternehmerverbände vollständig verändert. Der isolierte Streik wird unmöglich, der Massenausstand und die Massenaussperrung werden die normalen Formen des gewerkschaftlichen Kampfes. Der berufliche, der lokale, der nationale Separatismus wird unmöglich, sobald jeder Streik, den Arbeiter eines Berufes, eines Ortes, einer Nation beginnen, die ganze Klasse zum Entscheidungskampfe rufen kann. Die Konzentration aller gewerkschaftlichen Kämpfe wird zwingende Notwendigkeit. Die Arbeiter mögen über irgendeine Resolution im Parlament verschiedener Meinung sein, sie mögen sich über die Einzelheiten eines Nationalitätenprogramms nicht verständigen können, sie mögen bei einer Wahl getrennt marschieren — das sind Fragen zweiten Ranges. Aber im Kampfe gegen die konzentrierte Kapitalgewalt müssen und werden sie zusammenstehen. Eine grosse Massenaussperrung — und die heute hadern, werden an einem Tische beraten; die heute einander todfeind sind, werden sich in einer Organisation wieder vereinigen. Der Separatismus wird in der Geschichte der Arbeiterbewegung nur eine Episode sein. Not bricht Eisen. Sie wird auch den trotzigen Unverstand derer brechen, die sich einer unvermeidlichen Entwicklung widersetzen. Das ist kein Rühmen, ist kein Drohen, es ist der Geschichte ehernes Muss.

## Max Adler: Zu Saint-Simons 150. Geburtstag

Geboren 17. Oktober 1760, gestorben 19. Mai 1825

### I.

Von den drei ragenden Gestalten, die am Anfang des 19. Jahrhunderts die Entwicklung des modernen Sozialismus einleiten, ist die des Grafen Saint-Simon vielleicht die interessanteste, weil sie jedenfalls die widerspruchsvollste ist. Sprössling eines uralten Adelsgeschlechtes, ist er stolz auf seine Abstammung von Karl dem Grossen und ist gleichwohl ein erklärter Feind aller Geburtsvorrechte des Adels, dessen „auf ruchlose Gewaltherrschaft“ gegründeten politischen Einfluss er durch eine Neuorganisation der Gesellschaft für immer brechen will; ganz erfüllt von dem neuen Gedanken einer Herrschaft der Wissenschaft auch über das soziale Leben, in welchem fortan nur Erkenntnis eine positive Politik leiten soll, eine Politik als Wissenschaft, schliesst er doch mit der Verkündung eines „neuen Christentums“ ab, das als der eigentliche Führer zur sozialen Zukunft erkannt wird; als einer der ersten bis zu der gewaltigen geistigen Entdeckung vorgedrungen, dass die Wurzeln der Politik in der Oekonomie zu suchen sind, dass also die Wandlung der gesellschaftlichen und staatlichen Daseinsformen aufs innigste zusammenhängt mit der Entfaltung der ökonomischen Kräfte im Innern des gesellschaft-

\* Ich habe schon in meiner „Nationalitätenfrage“ den Versuch unternommen, die separatistische Bewegung aus der politischen Entwicklung Oesterreichs zu erklären. Im letzten Heft der „Akademie“ reisst der Abgeordnete Hudec aus dieser Darstellung einen Satz heraus und missbraucht ihn dazu, den Anschein zu erwecken, dass ich vor drei Jahren noch ein Separatist gewesen sei. Er tut dies, obwohl ein ganzes Kapitel meines Buches dem Kampfe gegen den Separatismus gewidmet ist! Wer sieht, welches Spiel Hudec in demselben Artikel mit dem Begriff der nationalen Assimilation treibt, wie er immer wieder die Feststellung einer Entwicklungstendenz als die Aufstellung einer Forderung, eines bewusst angestrebten Zieles hinstellt, der wird sich freilich auch über jene Entstellung nicht wundern.

lichen Organismus, hofft er doch alles zur Verbesserung der Gesellschaft nur von dem guten Willen der Leiter der Industrie, ja eigentlich bloss der Fürsten und Reichen. Und der Mann, der nicht müde wurde, die Forderung einzuschärfen, dass es für die ganze Gesellschaft keine andere Aufgabe geben könne, als an der Verbesserung des Loses der zahlreichsten und ärmsten Klasse, des Proletariats, zu arbeiten, wollte doch dieses Proletariat selbst von jeder Mitarbeit zu diesem Ziele strenge ausgeschlossen wissen. Kommt noch dazu, dass Saint-Simon die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft, Privateigentum, Erbrecht und freie Konkurrenz, nie eigentlich in Frage gestellt hat und nie bis zu dem Gedanken des produktiven Kommunismus vorgeschritten ist, wie Fourier und Owen, so dass er im heutigen Sinne des Wortes überhaupt nicht als Sozialist bezeichnet werden könnte, und trotzdem der begeistert verehrte Schutzpatron einer sozialistischen Bewegung werden konnte; dass er in realistischer Beschränkung auf die ihn umgebende Welt nur an diese seine Reformpläne anknüpfen wollte und doch gerade durch die Art, wie er dies tat, sich dem Utopismus einreichte — kommt dies alles zusammen, dann scheint so viel Problematisches sich an diese Gestalt zu drängen, dass sie wie ein grosses Rätsel anmutet.

Dieses Rätsel liegt aber weniger in der Person Saint-Simons selbst, als in dem Standpunkt, den die Beurteilung seines Wesens, seines geistes- und sozialgeschichtlichen Charakterbildes eingenommen hat. Solange man, irreführt durch seine Bezeichnung als Sozialisten, ihn mit dem Klassenkampf oder mit dem Endziel des Proletariats in einen geschichtlichen Zusammenhang bringen wollte als dessen ersten Verkünder oder auch nur ahnenden Propheten, musste man jedesmal die Wirklichkeit seiner Gedanken in diesem Punkte, wie sie uns durch seine Schriften übermittelt wird, als einen der störendsten Widersprüche empfinden. Sehen wir doch noch in der letzten und berühmtesten Schrift Saint-Simons, im „Neuen Christentum“, wie er dort auf den Einwand, warum er nicht die Arbeiter, als die an der Verbesserung der Gesellschaft am meisten Interessierten, zur direkten Mitarbeit aufruft, antwortet, dass es seine „erste Sorge“ sein musste, „alle notwendigen Vorkehrungen zu treffen, damit die Verkündigung der neuen Lehre die ärmste Klasse nicht zu Gewalttätigkeiten gegen die Besitzenden und gegen die Regierungen aufreize. Ich musste mich zunächst an die Reichen und Mächtigen wenden, um sie der neuen Lehre günstig zu machen, um ihnen fühlbar zu machen, dass sie ihren Interessen nicht widerspricht; denn es gibt offenbar gar kein Mittel, die sittliche und physische Existenz der ärmsten Klasse zu verbessern, als eben die Mittel, die gleichzeitig der Klasse der Besitzenden eine Zunahme ihrer Genüsse garantieren“.

Und ebensowenig konnte es gelingen, sich ein einheitliches Bild von seinem Wesen zu machen, wenn man, wie dies besonders neuerdings geschieht, ihn auf eine Höhe der sozialökonomischen und soziologischen Erkenntnis stellte, an die er nur mit einigen ahnungsvollen Lichtblitzen streifte, ohne ihrer noch wirklich teilhaftig geworden zu sein. Um Saint-Simons geschichtliche Grösse richtig auf sich einwirken zu lassen, die er reichlich genug errungen, so dass er wahrlich nicht nötig hat, sich sie erst literarhistorisch ankonstruieren zu lassen, muss man festhalten, dass er für seine Person noch nichts von dem war, als dessen geistiger Ahnherr er später angesprochen wurde, weder Sozialist, noch Positivist oder gar ökonomischer Materialist, sondern die gärende Verbindung der Keime aller dieser Gedankenrichtungen unter einem mächtigen Interesse, welches im Grunde aber noch kein anderes war, als das Kulturinteresse des erstarkenden Bürgertums, der die alte Welt umgestaltenden bürgerlichen Industrie.

Die Bezeichnung Saint-Simons als eines Sozialisten beruht auf der traditionellen Zusammenstellung dieses Denkers mit Owen und Fourier, die zuerst vielleicht von Louis Reybaud vorgenommen und in die deutsche Literatur durch Lorenz Stein, vornehmlich aber durch das Kommunistische Manifest eingeführt wurde. Dabei wird jedoch übersehen, dass nach dem Sprachgebrauch der Vierzigerjahre, aus welchen diese Zusammenstellung herrührt, der Ausdruck „Sozialist“ noch keineswegs das besagte, was wir heute darunter verstehen. Die heute von diesem Worte unabtrennbare Beziehung auf eine Sozialisierung der Gesellschaft im Sinne der Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln und auf eine Politik im Sinne des proletarischen Klassenkampfes

ehlte damals noch gänzlich. Darauf hat ja auch schon Friedrich Engels in seiner letzten Vorrede zum Kommunistischen Manifest aufmerksam gemacht, als er schrieb, dass die Verfasser desselben zur Zeit, da es erschien, es nicht hätten ein sozialistisches nennen dürfen. „Unter Sozialisten verstand man 1847 zweierlei Arten von Leuten. Einerseits die Anhänger der verschiedenen utopistischen Systeme . . . , andererseits die mannigfaltigsten sozialen Quacksalber . . . , in beiden Fällen Leute, die ausserhalb der Arbeiterbewegung standen und die vielmehr Unterstützung suchten bei den „gebildeten“ Klassen. Derjenige Teil der Arbeiter dagegen, der, von der Unzulänglichkeit blosser politischer Umwälzungen überzeugt, eine gründliche Umgestaltung der Gesellschaft forderte, der Teil nannte sich damals kommunistisch.“ Auch Lorenz Stein war in jenem Werk, in dem er 1842 die Lehren Saint-Simons zuerst in einem allgemeinen geschichtlichen Zusammenhang der deutschen Oeffentlichkeit vermittelte, von dem Unterschied der beiden Begriffe Sozialismus und Kommunismus ausgegangen („Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs“) und hatte als Sozialismus jene Gedankenrichtung bezeichnet, die darauf ausgeht, „ein System der Organisation der Industrie als Organisation der Gesellschaft suchen und realisieren zu wollen“ (Seite 130), und zwar nach bestimmten Grundideen, während der Kommunismus rein negativ gegen das Bestehende sei und nicht durch die Gewalt der Wahrheiten (Ideen), sondern der Masse die alte Gesellschaft umstürzen wolle. Wie wenig gründlich, ja borniert in bürgerlichem Klassenvorurteil auch dieser Unterschied Steins ist, so bewährt er doch die tatsächlich bestehende Unterscheidung dieser beiden Begriffe und bestätigt die Erklärung derselben durch Engels. Damit sind wir nun aber auch über die historische Stellung Saint-Simons orientiert, wenn wir sehen, wie er sowohl bei Stein als im Kommunistischen Manifest den Sozialisten zugezählt wird, im letzteren speziell dem kritisch-utopistischen Sozialismus neben dem kritisch-utopistischen Kommunismus Owens und Fouriers.

Der Sozialismus Saint-Simons bedeutet also noch keine prinzipielle Ueberwindung der bürgerlichen Gesellschaft, sondern nichts anderes als eine Lehre, die nicht mehr auf wirtschaftliche oder politische Verbesserung im einzelnen gerichtet war, sondern erkannte hatte, dass der Sitz des Uebels im mangelhaften Zustand der ganzen Gesellschaft selbst gelegen sei und daher auch nur durch eine Ordnung (Reform) derselben beseitigt werden könne. Es ist aber doch dieser Blick auf die Gesellschaft, auf das Soziale als die Grundlage alles Politischen, was mit Saint-Simon jenen neuen Standpunkt in der Betrachtung des Lebens der Staaten und Völker herbeiführt, welcher der bis dahin wesentlich nur politisch denkenden Zeit das Bedürfnis erstehen lässt, für diesen ganz neuen Gesichtspunkt das neue Wort „Sozialismus“ zu prägen. Unter diesem Begriff rückt mit einem Male der tatsächliche lebendige Zusammenhang der Menschen, der bisher durch den rechtlichen und staatlichen ganz zurückgedrängt war, in den Vordergrund des Interesses. Daher bei Saint-Simon bereits die folgenschwere Erkenntnis des Unterschiedes zwischen politischer und sozialer Verfassung und der relativen Nebensächlichkeit ersterer gegenüber letzterer; daher seine Geringschätzung der bloss politischen „Menschenrechte“ und der Freiheitsforderung des politischen Liberalismus, durch welche das Problem der sozialen Freiheit nur gestellt, aber nicht gelöst worden sei. Von da aus muss Saint-Simon auch schliesslich zu der Erkenntnis der überragenden Bedeutung der wirtschaftlichen Erscheinungen für die geistige und politische Entwicklung der Gesellschaft gelangen, zur Erkenntnis von der Bedeutung der Industrie, deren Fortschritte er in seinem „Katechismus der Industriellen“ als die sichersten („les plus positifs de tous“) bezeichnet und in welcher er in letzter Linie „alle wirklichen Kräfte der Gesellschaft“ wurzeln sieht.

Wenn derart Saint-Simon besonders in seinen letzten Schriften eine Fülle glänzender Bemerkungen ganz im Sinne einer ökonomischen Geschichtstheorie macht, wenn er insbesondere auch die Bedeutung des Klassengegensatzes für die Geschichte des Mittelalters und der neueren Geschichte erkannte hatte und den Gegensatz des Industrialismus zu der Wirtschaftsverfassung des ancien regime als die treibende Kraft seiner Gegenwart immer schärfer herausstellte, so muss man sich doch hüten, in diesen ökonomischen Einsichten irgend etwas einer einheitlichen Grundauffassung Aehnliches zu erblicken, zu welcher Saint-Simon sich etwa zuletzt durchgerungen hätte. Unvermittelt bleiben vielmehr daneben Anschauungen bestehen, die seiner intellektualistischen Ge-



schichtsauffassung entspringen, von der wir gleich sprechen werden, sowie die damit zusammenhängende, sein ganzes Schaffen begleitende Vorstellung von der selbständigen Macht einer absoluten Menschheitsmoral, die zu einer neuen Religion, einer sozialen Religion ausgestaltet werden müsse. Deshalb ist es so charakteristisch, wie die Idee des Klassengegensatzes, so fruchtbar bei Saint-Simon in ihrer Anwendung auf die Vergangenheit und unmittelbare Gegenwart, solange es sich dabei um die Darstellung und Begründung der Klasseninteressen des aufsteigenden Bürgertums handelt, vollständig versagt, um den neuen Klassengegensatz des Proletariats zu erkennen. Dieses erscheint ihm vielmehr nur als der wichtigste und ausgedehnteste Teil einer einheitlichen Klasse von produktiv Tätigen, der Klasse der Industriellen, zu der er die Arbeiter mit den Unternehmern, Gelehrten und Künstlern vereinigt. Hier tritt er nur mehr als der edelmütige und zugleich kluge Menschenfreund auf, der die Reichen beschwört, ihrer armen Mitbrüder nicht zu vergessen, um so mehr, als dies in ihrem eigenen Interesse liege. „Ich musste“, heisst es im „Neuen Christentum“ und ähnlich auch schon im „Industriellen System“, „den Künstlern, den Gelehrten, den Unternehmern klar machen, dass ihre Interessen im Grunde dieselben sind, wie die der breiten Volksmassen, dass sie zur Klasse der Arbeiter gehören, ohne aufzuhören, ihre natürlichen Führer zu sein.“ Unzweifelhaft rückt das Interesse der zahlreichsten und ärmsten Klasse, wie Saint-Simon gewöhnlich das Proletariat bezeichnet, zuletzt geradezu in den Mittelpunkt seines Denkens und Wirkens. Aber es ist doch so, wie Marx schon im Kommunistischen Manifest es bezeichnete: „Nur unter dem Gesichtspunkt der leidendsten Klasse“ existiert das Proletariat für Saint-Simon. Es ist eben die Betonung des Klassengegensatzes bei ihm noch nichts anderes als die bewusst gewordene ökonomische Gegensätzlichkeit der neuen industriellen Welt gegen Feudalismus und Kirche; aber es fehlt noch ganz und gar die eigentliche Erkenntnis des Klassenkampfes als eines Bewegungsgesetzes der Geschichte selbst. Darum konnte Saint-Simon, so sehr es gewiss, um mit Engels zu reden, eine höchst geniale Entdeckung war, unmittelbar nach den Stürmen der französischen Revolution in dieser bereits auch die Gegensätzlichkeit von Bürgertum und Besitzlosen wirksam erkannt zu haben, doch darüber hinaus nicht zur Erkenntnis der notwendigen Ausmündung dieses Klassengegensatzes in einen Klassenkampf des Proletariats gelangen, weil er, bei aller Ueberzeugung von einer Neuordnung der bürgerlichen Gesellschaft, doch eine Entwicklung über die Grundlagen derselben hinaus noch nicht begriff. Den Gegensatz von Unternehmertum und Proletariat in dem Wesen der bürgerlichen Wirtschaft begründet zu sehen, war ihm noch versagt; die Tatsache der Ausbeutung des Proletariats in der Lohnarbeit entzieht sich noch ganz seinem Blick. Und damit musste ihm auch die Notwendigkeit der Ueberführung der bürgerlichen Gesellschaft in eine auf ganz neue Wirtschaftsprinzipien gegründete kommunistische Gesellschaft verschlossen bleiben.

Es ist daher nicht richtig, wenn Muckle in seiner schönen, nur die Bedeutung Saint-Simons ganz ausserordentlich überschätzenden Monographie von diesem grossen Utopisten meint, dass er bereits jenen geschichtlichen Standpunkt gegenüber der kapitalistischen Gegenwart gewonnen hat, den wir wohl doch erst Karl Marx verdanken: sie als eine notwendige Uebergangszeit in einem grossen sozialen Werdeprozesse anzusehen, und dass er dadurch im vorteilhaften Gegensatz zu den beiden Utopisten Owen und Fourier stehe. Allein auf der einen Seite hat zumindestens Fourier in seiner schneidenden Kritik der „Civilisation“, gestützt auf seine zwar phantastische, aber gleichwohl nicht aller ernsteren Bedeutung entbehrenden Theorie der geschichtlichen Entwicklung, ein nicht geringeres Bewusstsein von dem „Uebergangscharakter“ der Gegenwart gehabt, dazu jedoch den Ausblick auf eine prinzipiell neuartige Gesellschaftsform, für welche Owen sogar schon die Kräfte des Proletariats selbst in Bewegung zu setzen begann, während anderseits es bei Saint-Simon sich gar nicht um einen Uebergang in eine neue Gesellschaftsform handelt, sondern lediglich um bewusste und planmässige Verbesserung, Wohnlichmachung der bestehenden Gesellschaft. Die geschichtsökonomischen Feststellungen Saint-Simons, die grossartige Idee der Umwandlung der Politik in eine Wissenschaft von der Produktion und das Hervortreten der Industrie als des eigentlichen Fundaments aller Regierung und alles Verfassungswesens, somit als des Sozialisierungsprinzips einer

richtigen Einrichtung der modernen Gesellschaft — dies alles ist hiernach nichts anderes als der Ausdruck des Klassen- und Kulturinteresses des aufstrebenden tätigen Bürgertums, als dessen Herold Saint-Simon auftritt, obgleich er schon das Wohl des Proletariats verfißt, eines Bürgertums, das noch glauben kann, eine auch für das Proletariat harmonische Welt begründen zu können, weil es noch an eine Macht der Idee neben dem ökonomischen Interesse glaubt, an die selbständige Macht der Wissenschaft, Moral und Religion. Der Sozialismus Saint-Simons, der Traum einer Gesellschaftsordnung, in welcher alle wirklich produktiven Kräfte der Gesellschaft ihren eigentlichen Zielen werden zugeführt werden und so ein Reich der freien Entfaltung für jeden wird begründet werden können, ist durch die selbstverständliche Bedingung, dass dies alles ohne Umsturz der bürgerlichen Eigentums- und Wirtschaftsordnung zu erfolgen habe, ersichtlich nur der Ausdruck des Kulturinteresses des Bürgertums auf jener Stufe seiner Entwicklung, da es, noch im Vormarsch, sich auch als Vertreter des ganzen Volkes, ja gerade seiner tätigsten und leidendsten Schichten fühlen durfte, und ist ebendeshalb zu einem Vermächtnis geworden, das heute nur das Proletariat erfüllen kann\*.

## II.

Von dem Gesichtspunkt des bürgerlichen Kulturinteresses als dem treibenden Motiv im Denken und Wirken Saint-Simons gestaltet sich nun das anscheinend Widerspruchsvolle seines Wesens zu einer grossartigen Lebendigkeit und Tiefe seines Denkens. In der imponierenden Entwicklung der exakten Wissenschaft am Ende des 18. Jahrhunderts sieht er vorerst dieses Kulturinteresse am deutlichsten sich bekunden. Die Wissenschaft, welche die Natur beherrscht — sollte sie nicht auch die Gesellschaft regieren? Eine Betrachtung der Geschichte nach wissenschaftlicher Methode, das heisst so, dass sie nicht mehr in der Aufzählung rein politischer und kriegerischer Ereignisse aufgeht, als ob sie ein „Brevier der Könige“ wäre, sondern die auf eine kausale Erklärung der geschichtlichen Vorgänge in einem grossen Zusammenhang ausgeht, zeigt sofort die Rechtfertigung einer führenden Rolle der Wissenschaft. Denn — und dies ist die Grundansicht Saint-Simons geblieben, auch nachdem er die Berücksichtigung ökonomischer Zusammenhänge eingeführt hat — die gesellschaftliche und politische Entwicklung bestimme sich durch die Fortschritte der geistigen Kultur\*\*. Hat sich derart ein gesetzmässiger und erkennbarer Zusammenhang in der Geschichte ergeben, so vermag denn auch die Wissenschaft durch Beobachtung und Erforschung der Vergangenheit sichere Ratschläge in Bezug auf die Einrichtung der Zukunft zu geben. Die Wissenschaft muss daher die Leitung der Politik übernehmen, die Gelehrten und Weisen sind es, denen in erster Linie das Amt der Regierung zukommt. In seiner ersten Schrift, den Genfer Briefen, entwirft er den phantastischen Plan eines „Newtonrates“, eines Kolle-

\* In diesem Sinne halte auch ich mit Kautsky („Neue Zeit“, 28. Jahrgang, 2. Band, Seite 844) das Urteil von Karl Marx im dritten Band des „Kapital“ (2. Seite 144), wo er von den Schriften Saint-Simons mit Ausnahme der letzten sagt, sie seien „in der Tat nur Verherrlichung der modernen bürgerlichen Gesellschaft gegen die feudale“, als nicht nur vollständig zutreffend, sondern die historische Bedingtheit und Beschränktheit der Stellung Saint-Simons mit der bei Marx gewohnt meisterhaften epigrammatischen Schärfe charakterisierend und anschaulich gemacht. Die Zusatznote von Friedrich Engels, Marx habe später „nur mit Bewunderung vom Genie und enzyklopädischen Kopfe Saint-Simons“ gesprochen, will nur — und mit Recht — die Meinung verhindern, als ob mit dem Hinweis auf diese historische Beschränktheit des Lebenswerkes von Saint-Simon eine Würdigung seiner ganzen Persönlichkeit und seiner geschichtlichen Nachwirkung gegeben wäre. Sie lässt aber den Kern des Marxschen Urteiles und besonders seine Höherstellung Owens gegenüber Saint-Simon nicht nur völlig unangetastet, sondern ist noch bemüht, sie aus den historischen Bedingungen ihres Wirkens zu begründen. Und es ist nur die gewaltsame Unterscheidung Muckles des bloss „rationalistischen“ Owens von dem — „realistischen“ Saint-Simon, welcher ihn den Rationalismus bei diesem und den Realismus bei jenem durchaus ungenügend beurteilen lässt.

\*\* Die technisch-ökonomischen Fortschritte galten ihm vorwiegend als Produkte der geistigen Entwicklung, und es ist daher auch charakteristisch, dass er immer wieder die Vorherrschaft der Besitzenden über die Arbeiter innerhalb der Klasse der Industriellen nicht nur durch die Tatsache des Besitzes erklärt, sondern auch damit rechtfertigt, dass diese Tatsache zugleich einen intellektuellen Vorsprung der Besitzer beweise. Dieser Gedanke findet sich in seiner ersten Schrift „Briefe eines Einwohners von Genf an seine Zeitgenossen“ (1802), ebenso wie in seinen letzten Schriften, dem „Politischen Katechismus der Industriellen“ (1823) und dem „Neuen Christentum“ (1825).

giums von aus allen Klassen der Bevölkerung gewählten Gelehrten, Dichtern und Künstlern, denen die geistige Lenkung der Gesellschaft zufallen soll, während die weltliche Gewalt in die Hände der „Besitzer“ gelegt wird. Die Wissenschaft in ihrer neuen höchsten Form als „science générale“, als allgemeine, die Ergebnisse aller einzelnen Wissenschaften verwertende Anwendung des Wissens auf die gesellschaftlichen Vorgänge wird sowohl die Metaphysik und dogmatische Religion aus ihrer herrschenden Stellung verdrängen, die ihnen ohnedies mehr und mehr bestritten wird, als anderseits eine neue allgemeine Ueberzeugung begründen, ohne welche eine dauernde soziale Organisation nicht möglich ist.

Es liegt auf der Hand, dass in dieser Herrschaft der „Gelehrten“ und „Besitzer“ sich durchaus nur die Ideologie des Bürgertums dokumentiert, für die besonders charakteristisch auch das Streben Saint-Simons nach der Erringung einer glaubensartigen neuen Ueberzeugung ist, da schliesslich ja nur durch eine autoritative Macht die Fülle gegensätzlicher Bestrebungen und Interessen, die Saint-Simon innerhalb des eigenen Lagers bereits erkennt, zu binden und zusammenzuhalten möglich scheinen konnte. Wenn auch heute das Proletariat sicher nicht ohne eine grosse allgemeine Ueberzeugung seine Aufgabe erfüllen kann — und es gehört zu den besten, am wenigsten gewürdigten Gedanken Saint-Simons, was er über die Notwendigkeit einer autoritären geistigen Bindung für die soziale Organisation und demzufolge über die soziale Rolle der Religion sagt — so gründet sich doch die Allgemeinheit der proletarischen Ueberzeugung auf die Einheitlichkeit seines Klasseninteresses. Saint-Simon fordert aber diese neue geistige Bindung der Gemüter gerade wegen der Gegensätzlichkeit ihrer Interessen, und darum muss die neue Wissenschaft bei ihm schneller und überraschender, als man es erwarten sollte, in eine — Ethik und schliesslich religiöse Lehre abdanken. Daran hat auch die Einfügung der ökonomischen Denkrichtung, die mit der Ausgestaltung seines industriellen Systems erfolgte, nichts geändert. Zwar traten an die Stelle der bestimmungslosen Besitzer neben die Gelehrten die Leiter der Industrie, um sich mit jenen in die Regierung zu teilen. Allein auch jetzt noch gilt ihm der Grundsatz — man sieht, wie lose die ökonomischen Gedanken mit seiner Grundauffassung verbunden sind, wie sehr sie wirklich nur dazu dienen, die Machtstellung des Bürgertums auch nach seiner materiellen Seite darzulegen, wie vordem bei der intellektualistischen Geschichtsphilosophie nach seiner geistigen Seite — auch jetzt noch gilt ihm der Grundsatz, dass jedes soziale Regime nur „der Ausfluss eines philosophischen Systems ist; und folglich ist die Bildung eines neuen Regimes unmöglich, bevor das neue philosophische System, dem es entsprechen muss, begründet ist“. Daher werden auch im „industriellen System“ die Gelehrten die politische Erziehung des Volkes und die moralische Leitung desselben zu übernehmen haben. Sie werden schon jetzt die Grundsätze zu entwickeln und zu formulieren haben, die als allgemein sozialisierende Ideen auch auf allgemeine Anerkennung und Beobachtung werden Anspruch machen können.

Dass so die positive Wissenschaft sich als eine Moral entwickelt, von der Saint-Simon zuerst noch forderte, dass sie eine weltliche und positive Moral sein müsse, um sie doch zuletzt in einem neuen Christentum aufgehen zu lassen, erscheint nicht länger mehr als Widerspruch, wenn man etwas näher auf den Charakter der Wissenschaft eingeht, die Saint-Simon als Leiterin der Gesellschaft im Auge hat. Manche Gedankenansätze scheinen dafür zu sprechen, als handelte es sich hierbei um eine kausale Wissenschaft, um den Anfang der Soziologie, um so mehr, als ja Comte, der jugendliche Anhänger Saint-Simons, den Ruhm der Begründung einer solchen Soziologie — nicht ganz mit Recht — an seinen Namen geknüpft hat. Allein wer das annimmt, trägt auch an dieser Stelle etwas in die Wirksamkeit Saint-Simons hinein, das vielleicht als Ahnung oder als gelegentlicher Gedanke in dem überreichen Ideenschwung dieses merkwürdigen Mannes aufgetreten sein mag, sicherlich aber nicht zu seinem intellektuellen Wesenscharakter gehört. Seine „science générale“ war eine wesentlich praktische, nicht theoretische Disziplin. Sie war eine Synthese der Einzelerkenntnisse aus Naturwissenschaft, Geschichte und Psychologie in Anwendung auf die sozialen Erscheinungen und Vorgänge zu wesentlich praktischen Zwecken: zur Beförderung des allgemeinen Wohles, zur Verbesserung der Lage der ärmsten Klasse. Er selbst hat diesen Charakter der neuen

Wissenschaft treffend in seiner letzten Schrift gekennzeichnet. Er sagt dort: „Es gibt eine Wissenschaft, die für die Gesellschaft viel, viel wichtiger ist als alle mathematischen und physikalischen Kenntnisse: das ist die Gesellschaftswissenschaft und die Wissenschaft, die ihr als Unterlage dient, die Ethik.“ Die soziale Wissenschaft Saint-Simons kann daher gar nicht anders wirken, als indem sie aufzuklären bemüht ist, was in den von ihr zu erforschenden Gesellschaftszuständen den Grundsätzen der Ethik entspricht oder nicht. Sie muss dazu gelangen, ihre Ergebnisse als ethische Forderungen aufzustellen. Und da sie dabei, wo sie auf gegensätzliche Interessen stösst, in ihrer Wirkung bedroht ist, kann sie schliesslich auf eine letzte, inappellable Autorität nicht verzichten, wie sie ihr nur die Religion bietet. Daher ist sogar der letzte Schritt unseres grossen Utopisten, mit dem er, statt wenigstens nur eine rein soziale Religion zu verkünden, direkt an das Christentum anknüpft und mit ihm die Gottesidee feierlich aufnimmt, kein Widerspruch in seinem Geistesgefüge. Zwar wird das Christentum Saint-Simons radikal seines ganzen dogmatischen Inhaltes beraubt, so dass man meinen könnte, es handle sich doch nur um eine reine Morallehre, die bloss den Namen des Christentums erhalte. Allein Saint-Simon scheint mehr vorzuhaben: er verspricht zu zeigen, „dass das Christentum auch wissenschaftlich allen Lehren jener Philosophen überlegen ist, die sich vollkommen ausserhalb der Religion gestellt haben“. Er betont nicht nur den Glauben an Gott, sondern er fragt, indem er darauf verweist, wie das Moralprinzip der Menschheit schon vor 1800 Jahren durch die Intelligenz des Stifters des Christentums gefunden wurde, während die wichtigsten wissenschaftlichen Fortschritte erst 1500 Jahre später gemacht wurden, ob „diese Intelligenz nicht ganz offenbar einen übermenschlichen Charakter hatte und es einen grösseren Beweis für den Offenbarungswert des Christentums gäbe“. Ja er ist schliesslich sogar davon überzeugt, dass er selbst eine „göttliche Mission erfülle“, indem er „die Völker und Könige aufrufe, zum wahren Christentum zurückzukehren“, das freilich in nichts anderem bestehe als in dem wirklichen Handeln nach dem Gebote Gottes, den Nächsten zu lieben wie sich selbst.

Saint-Simon ist nicht mehr dazugekommen, seine angekündigten Schriften über das neue Christentum, insbesondere „das förmliche Glaubensbekenntnis der neuen Christen“ zu verfassen. Am 19. Mai 1825 ist er gestorben. Aber es kann kein Zweifel sein, dass es sich ihm bei der Idee des neuen Christentums nicht bloss um eine neue Morallehre, ja nicht etwa bloss um eine neue Religion, sondern vielmehr um die grossartige Idee einer Nutzbarmachung der gewaltigen sozialisierenden Kräfte des alten Christentums durch dessen Wiederbelebung im Geiste seiner Ideen gehandelt hat. Hoffte er doch durch die Abhaltung des Proletariats von direkter Tätigkeit sogar auf den Klerus Eindruck zu machen: „denn die Bekehrung der katholischen wie der protestantischen Geistlichkeit würde für das neue Christentum einen mächtigen Gewinn darstellen“. Der Gedanke eines sozialen Christentums, eine Kühnheit für die damalige Zeit, feiert jetzt in dem katholischen und evangelischen Modernismus eine verspätete Auferstehung, der es nie gelingen wird, der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, wie sie es möchte, den Wind aus den Segeln zu nehmen. Wohl aber war es für einen Standpunkt wie den Saint-Simons, der das Arbeiterinteresse nur mit dem Unternehmerinteresse zugleich glaubte befriedigen zu können, unvermeidlich, sowohl zur Niederhaltung des Antagonismus des Proletariats als zur Bändigung des Egoismus der Besitzenden die sozial gewordene Religion als letzte Zuflucht einer wirklichen Sozialisierung in dieser heutigen Gesellschaft heranzuziehen. Sie war sein erster Gedanke, sie blieb auch sein letzter. Ja, diese Ausmündung des ursprünglichen positiven Standpunktes in eine wesentlich religiöse Grundstimmung und Lehre ist so charakteristisch für das innere, logische Wesen der „Wissenschaft“ bei Saint-Simon, dass in der an ihn anknüpfenden grossen Bewegung des Saint-Simonismus, die erst über den Standpunkt ihres Meisters hinaus zur Aufstellung sozialistischer Forderungen schritt, doch nicht die Wissenschaft, sondern die Liebe und nicht die positive Politik, sondern die soziale Religion ihre Angelpunkte wurden.

Nach alledem ist es nun auch nicht länger mehr widerspruchsvoll, dass auch Saint-Simon trotz vieler wahrhaft überraschender Einblicke in den gesellschaftlichen Zu-

sammenhang der Geschichtsereignisse, trotz seiner scharfen Kritik des Bestehenden und seiner wahrhaft prophetischen Ausblicke in die Zukunft mit all seinem Denken und Schaffen doch ein Utopist bleiben musste; ein kritischer Utopist zwar, wie Marx ihn bezeichnet, weil er seine Zukunftsforderungen nicht als blosser Weltverbesserer entwickelt, sondern als Resultate einer kritischen Untersuchung der bestehenden Gesellschaft, aber doch ein Utopist, weil ihm gerade das noch mangelte, was eben das Rückgrat des modernen Sozialismus geworden ist, der entwicklungsgeschichtliche Standpunkt. In einer seltsamen Verkennung des eigentlichen Wesens dieses Standpunktes hat Muckle in seiner kürzlich erschienenen Schrift über die „Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert“ Saint-Simon von dem Charakter des Utopismus wenigstens insofern befreien wollen, dass er ihn nicht mehr äusserlich unter die Utopisten einreihet, sondern vielmehr als den Begründer des entwicklungsgeschichtlichen Sozialismus anführt. Allein nicht das schon ist entwicklungsgeschichtliches Denken, wie wir es auf dem Gebiete der Geistesgeschichte erst seit Hegel und Marx kennen, dass man aus dem Verständnis des Gewesenen die Forderungen der Zukunft ableitet; gerade dies ist die falsche Auffassung des kritischen Utopismus von der Rolle der Wissenschaft in dem sozialen Prozesse, wonach sie plötzlich als ein fremdartiges, Vorschriften gebendes und Ziele setzendes Element in die reine Kausalerkenntnis an jenem Punkte eingreift, wo der Kausalprozess bis in die Gegenwart verfolgt wurde und nun der Zukunft sich zuwendet. Eine solche Auffassung der sozialen Wissenschaft führt allemal zu ihrem Umschlagen in soziale Ethik und damit zur Utopie, wenn es die Ethik allein ist, welche die Anweisungen für die Zukunft gibt, mag sie dabei auch von nationalökonomischer und soziologischer Untersuchung der Vergangenheit und Gegenwart begleitet sein. Es ist nicht entwicklungstheoretisch gedacht, solange die Zukunft noch blosses Programm ist. Erst wenn die ethischen Forderungen als notwendiges Geschehen der Zukunft erkannt und so als ein Moment ihres Kausalprozesses selbst verstanden werden; erst wenn die zu gestaltende soziale Entwicklung im Denken kausal als künftiges Geschehen begriffen worden ist und deshalb zum bewussten Zweck gemacht wird, der so in der Wissenschaft seine Kausalität nur voraussieht und im Wollen das Vorausgesehene nur er- und durchlebt, erst dann stehen wir auf entwicklungsgeschichtlichem Boden; erst dann ist die Wissenschaft das geworden, wozu Marx sie uns geschaffen hat, nicht bloss zum äusserlichen Mittel des Fortschrittes, sondern zum immanenten Gliede der sozialen Entwicklung selbst\*.

Bei Saint-Simon war die Wissenschaft, wie wir gesehen haben, noch nicht bis auf diese dialektische Stufe gelangt, auf der zweckmässige Zielsetzung und kausale Bestimmtheit, überlegender Wille und prädestinierte Entscheidung, ethische Anforderung und kalte Notwendigkeit nur Beurteilungsverschiedenheiten gegenüber demselben Vorgange sind. Aber sie stand doch bereits im Mittelpunkt der Betrachtung des gesellschaftlichen Lebens. Mit den Ideen einer kausalwissenschaftlichen Behandlung der Geschichte und

\* Eine solche Anschauung konnte auch erst an die Stelle von einzelnen geschichtsökonomischen Gedanken, wie sie sich bei Saint-Simon und zahlreichen anderen Autoren vor und neben ihm finden, jene eigenartige Zusammenfassung dieser Einzelerkenntnisse in eine neue einheitliche Auffassung setzen, in welcher ihre geschichtstheoretische Bedeutung nunmehr vollständig verändert wird. Dies wird nur zu oft übersehen, wo man allzu schnell bereit ist, Wurzeln der materialistischen Geschichtsauffassung von Karl Marx zu finden — Wurzeln, die überhaupt erst im Lichte dieser Auffassung zur Beachtung gelangten. Es wird nicht genügend deutlich erkannt, dass das Wesen der materialistischen Geschichtsauffassung noch gar nicht durch die blosser Einsicht in die Abhängigkeit der sozialen Erscheinungen von ökonomischen Zuständen und Vorgängen bezeichnet wird. Vielmehr besteht es erst darin, dass man über die Konstatierung der blossen ökonomischen Zusammenhänge hinaus dazu gelangt, diese nur mehr als Elemente einer Eigengesetzlichkeit des sozialen Lebens zu verstehen, welche erst die Kausalzusammenhänge in einen Entwicklungsprozess eingliedert. Erst von da aus ist die Erkenntnis der Zukunft als kausal aufzuweisende Entwicklungstendenz und damit eine wirkliche wissenschaftliche Politik möglich. Dieser theoretische Standpunkt, den wir erst mit Marx erreicht haben, ist also nicht etwa bloss ein entwickelterer, sondern ein gänzlich verschiedener gegenüber dem von Saint-Simon. Und Marx nicht nur nicht psychologisch, sondern auch nur dogmengeschichtlich als „Schüler“ Saint-Simons zu bezeichnen, wie Muckle dies tut, heisst die Eigenart der geschichtstheoretischen Leistung von Karl Marx total verkennen. — Siehe mehreres hierüber in meiner Schrift „Marx als Denker“ in den Kapiteln über die soziale Eigengesetzlichkeit und über den utopischen Sozialismus.

einer aus ihr hervorgehenden wissenschaftlichen Politik hat Saint-Simon ein Licht angezündet, das seitdem nicht mehr verlöschen kann, sondern, gepflegt von der Gedankenarbeit der folgenden Generationen, nur immer glanzvoller leuchtet und leuchten wird. Und dass er dieses Licht erstrahlen liess, um das Dunkel der ärmsten Menschenklasse zu erhellen und in die kalte Trostlosigkeit ihres Daseins die Wärme froher Zukunftsaussichten einströmen zu lassen, das wird ihn dem Andenken dieser Menschenklasse, dem Proletariat, immer teuer machen als einen seiner edelsten Vorkämpfer, wengleich er den eigentlichen Klasseninteressen des Proletariats noch völlig fremd gegenüberstand. Mit Stolz wird es immer den Mann unter seinen geistigen Ahnen nennen, dessen glutvolles und sein ganzes Leben unausgesetzt durchpulsendes Kulturinteresse ihn immer weiter gegen die Schranken des bürgerlichen Klasseninteresses trieb, so dass er zuletzt bereits ahnend die Entstehung einer Partei der Arbeiter erschaute, welche die eigentliche Vollstreckerin dessen sein würde, was er seinen Weisen und Industriellen anvertraut hatte. Und so wahr es ist, was Saint-Simon auf seinem Totenbette von sich sagte: „Mein ganzes Leben fasst sich in einen Gedanken zusammen: allen Menschen die freieste Entwicklung ihrer Anlagen zu ermöglichen“, so sicher darf allein der proletarische Sozialismus sich als der Vollender dieses Strebens fühlen, der nach den unvergesslichen Worten des Kommunistischen Manifestes eine Gesellschaftsform anstrebt, „worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“. Er ist die Tat von Saint-Simons erst noch keimenden Gedanken.

---

## Emil Haecker (Krakau): Boleslaus Limanowski

Eine seltene Jubiläumsfeier veranstalten in den nächsten Tagen die sozialistischen Parteien aller drei Teile Polens. Der erste Verkünder des modernen Sozialismus in Polen, der Patriarch der polnischen sozialistischen Bewegung, Boleslaus Limanowski, beendet eben sein 75. Lebensjahr, zugleich auch seine 50jährige Schriftstellertätigkeit und seine 40jährige sozialistische Arbeit. Eine edle Gestalt ist dieser rüstige Greis, ein ganzer Mann, ein kristallreiner Charakter, ein goldenes Herz. Auf ein reich bewegtes Leben schaut er zurück.

Geboren am 24. November 1835 als Sohn eines adeligen Grossgrundbesitzers in Podgorze, im polnischen Teil Livlands, besuchte Boleslaus Limanowski das Realgymnasium und die Universität in Moskau, wo er Medizin studierte, dabei aber fleissig historische und philosophische Studien betrieb. Nach sieben Semestern übersiedelte er nach Dorpat, wo er bald, da er seine Abneigung gegen chirurgische Operationen nicht überwinden konnte, der Medizin entsagte und in die philosophische Fakultät übertrat. Sowohl in Moskau wie in Dorpat gehörte Limanowski geheimen Verbindungen polnischer Studenten an, die die Idee der Befreiung Polens vom russischen Joche durch eine revolutionäre Volkserhebung pflegten. Voll Begeisterung hing der junge Limanowski an diesem patriotisch-revolutionären Ideal der damaligen polnischen Demokratie. Die Unterdrückung Polens durch das zarische Russland steigerte sich in jenen Jahren, zu gleicher Zeit führte Italien unter Garibaldi's Führung sieghaft seinen Befreiungskrieg. Die revolutionäre Gärung ergriff mächtig die polnische Jugend. Mit mehreren anderen polnischen Studenten ging auch Limanowski im Herbst 1860 nach Paris in die vom General Mieroslawski begründete und geleitete polnische Militärschule, die die Ausbildung von Offizieren für die künftige polnische Revolution zum Zweck hatte.

Mieroslawski, der von Marx und Engels sehr hoch geschätzte Kommandant des badischen Aufstandes vom Jahre 1849, der spätere Kommandant des polnischen Aufstandes, vereinbarte mit Garibaldi die Bildung einer polnischen Legion in Italien. In diese wollte Limanowski eintreten. Aber Cavour verzögerte aus diplomatischen Gründen die Bildung dieser Legion. Indessen besuchte Limanowski die Militärschule Mieroslawskis in Paris. Gleichzeitig studierte er Mathematik in der Sorbonne und Nationalökonomie im Collège de France, machte Vorarbeiten zu einer Geschichte der polnischen Demokratie und der polnischen Freiheitskämpfe in der polnischen Bibliothek am Quai d'Orléans

und begann noch im Jahre 1860 seine ersten politischen Aufsätze in polnischen Emigrantenblättern zu veröffentlichen.

Anfangs März 1861 kamen nach Paris die Nachrichten über die Warschauer Februardemonstrationen und ihre Blutofer. Eine heisse Aufregung bemächtigte sich der in Paris weilenden polnischen Jugend, die sofort beschloss, nach der Heimat zurückzukehren, um im beginnenden Kampfe ihren Mann zu stellen. Limanowski verliess Paris Ende März und über Breslau, Krakau, Warschau ging er nach Dorpat.

Ende April 1861 war er schon in Wilna. Unter seiner Mitwirkung wurde hier ein revolutionäres Zentralkomitee für Litauen gebildet. Limanowski wurde in dieses Komitee gewählt. Am 20. Mai wurde Limanowski zusammen mit Benedikt Dybowski, dem jetzigen Professor der Zoologie an der Universität Lemberg, verhaftet; beide wurden in der Zitadelle eingesperrt. Am nächsten Tage veranstaltete die Bevölkerung eine Demonstration vor dem Polizeigebäude und verlangte die Freilassung der beiden Gefangenen. Viele Demonstranten wurden verhaftet und in die Zitadelle abgeführt, darunter die beiden Brüder Limanowskis.

Auf Grund eines aus Petersburg angelangten Urteils wurde Limanowski nach dreimonatiger Untersuchungshaft im August in das Gouvernement Archangelsk verbannt und daselbst im Städtchen Mezen an der Küste des Weissen Meeres interniert. Acht Jahre blieb er in der Verbannung, davon sechs an der Küste des Eismeer. Während des Aufenthaltes in Mezen veröffentlichte er mehrere historische und wirtschaftsgeschichtliche Abhandlungen in polnischer und russischer Sprache sowie einen Artikel in einem Warschauer Blatte, worin er für die Gleichberechtigung der Frauen eintrat. Hier wurde er auch zuerst mit der positivistischen Philosophie August Comtes bekannt, der er sein Leben lang treu blieb. In Mezen begann er auch eine Soziologie zu schreiben. Seine Aufsätze aus der Wirtschaftsgeschichte Russlands, die in einer russischen Zeitung in Archangelsk erschienen sind, lenkten auf ihn die Aufmerksamkeit des Gouverneurs, der sich seiner annahm und bewirkte, dass Limanowski im Frühjahr 1862 die Erlaubnis bekam, nach Archangelsk zu übersiedeln. Hier fand er mehr Bücher und konnte eingehendere soziologische Studien betreiben. Als aber anfangs 1863 Nachrichten über den Ausbruch des polnischen Aufstandes eintrafen, beschloss er, zu fliehen und nach Polen zurückzukehren, um in den Reihen der Aufständischen für die Freiheit Polens zu kämpfen. Im Sommer, sobald das Eis im Polarmeer teilweise schmolz und der Schiffsverkehr im Hafen von Archangelsk begann, verabredete Limanowski mit dem Kapitän eines englischen Handelsschiffes seine Flucht. Unweit von Archangelsk sollte ihn der Kapitän auf sein Schiff aufnehmen. Aber der Fluchtversuch misslang. Limanowski wurde verhaftet. Man fand bei ihm auf dem Papier, in das das Manuskript seiner Soziologie eingewickelt war, die Abschrift des damals noch nicht bekannten ruthenischen Nationalliedes „Noch ist die Ukraine nicht gestorben“, das den Freund und Mitverbannten Limanowskis, den ukrainischen Revolutionär Plato Czubinski, zum Verfasser hatte. Limanowski verweigerte die Nennung des Verfassers; doch der Inhalt des Liedes wurde ihm als erschwerender Umstand angerechnet und Limanowski wurde zu 14 Tagen Gefängnis und zur Verschickung nach Szenkursk, dem von der Küste entferntesten Orte des Gouvernements Archangelsk, verurteilt. Die Versetzung nach Szenkursk wurde aber nicht ausgeführt. Limanowski blieb in Archangelsk.

Traurige Nachrichten aus Polen trafen während der Jahre 1864 und 1865 ein: der polnische Aufstand wurde trotz aller heldenhaften Anstrengungen in Blutströmen erstickt, in Kongresspolen wütete der Henker Berg, in Litauen Murawiew, ein Wald von Galgen erwuchs im Lande. Allmählich langten in Archangelsk immer zahlreichere Transporte von verbannten polnischen Aufständischen an. Auch mehrte sich die Zahl der dorthin verschickten russischen Revolutionäre. Die Periode der schrecklichsten Reaktion brach herein.

Da kam für Limanowski, mitten in diese Seelenqualen, ganz unerwartet ein heller Strahl der Hoffnung und des Glaubens an eine bessere Zukunft. Er las dort im hohen Norden 1865 Lassalles „Arbeiterprogramm“ und das ward für ihn der Wendepunkt seines Lebens, das Ereignis, das seine Ueberzeugungen und seine ganze spätere Laufbahn bestimmte. Limanowski wurde Sozialist.

Den Eindruck, den auf ihn die Broschüre Lassalles damals ausgeübt hat, schildert er in seinen Erinnerungen folgendermassen: „Ich empfand eine mächtige Rührung und Erschütterung. Ein Sonnenstrahl durchbrach die schwarzen, dichten Wolken der den Geist umnachtenden Verzweiflung und erweckte im Herzen die Hoffnung. Der Sozialismus stieg vom idealen Himmel, wo er als Leitstern leuchtete, zur Erde, auf das Fundament der Herzen und der Hirne der Arbeiterklasse. Im Sozialismus erblickte ich die politische Gewalt, die fähig ist, uns aus diesem Höllenabgrund zu retten, in den uns die Mura-wiews und Bergs hinabstürzten.“

Seit jener Zeit ist Limanowski ein begeisterter Vorkämpfer des Sozialismus geblieben. Noch gab es in Polen keine sozialistische Bewegung, keine Sozialisten überhaupt. Limanowski war der erste polnische Anhänger der neuen Lehre und sollte ihr erster Verkünder in den polnischen Landen werden. Damit hatte es jedoch noch sein gut Stück Zeit, denn vorläufig befand er sich als Verbannter fern vom Vaterlande, an der Küste des Eismeer, abgeschnitten von jeder Möglichkeit irgendwelcher Agitation in Polen. Aber er trat nun mit dem neuen Gesichtspunkt gewappnet an die weitere Arbeit an seiner Soziologie und begann auch eine Propagandatätigkeit: unter den polnischen Arbeitern, die, im nationalen Aufstand von den Russen gefangen genommen, nach Archangelsk verschickt waren, verbreitete Limanowski die neue Botschaft.

Im Jahre 1867 bekam er aus Petersburg die Erlaubnis, aus Gesundheitsrücksichten nach dem mittlerrussischen Gouvernement Woronesch zu übersiedeln. Er legte diesen Riesenweg (etwa 2000 Kilometer) im Sommer 1867 mit einer Partie politischer Gefangener unter militärischer Eskorte zu Fuss zurück; diese Fussreise dauerte sechs Monate und stellte die Gesundheit Limanowskis, die vom Klima der Polargegend untergraben war, wieder her. Im Gouvernement Woronesch bekam er als Wohnort die Stadt Pawlowsk zugewiesen. Hier lernte er in der Kolonie der polnischen Verbannten Fräulein Vinzentine Szarska kennen, die er später heiratete. Infolge der teilweisen Amnestie, die der Zar Alexander II. im Jahre 1868 erliess, konnte Limanowski endlich nach 7½ Jahren aus der Verbannung in die Heimat zurückkehren.

Bald fand er sich in Warschau ein, wo er, um mit den Arbeitern in Berührung zu kommen, als Arbeiter in eine Metallwarenfabrik eintrat. Da ihn aber die physische Arbeit erschöpfte und ihm weder Zeit noch Kraft zur geistigen Arbeit übrig liess, entsagte er nach einiger Zeit dem Beruf des Metallarbeiters und nahm den Posten eines Hauslehrers in einer stillen Provinzgegend an. Er widmete sich hier seinen sozialwissenschaftlichen Studien und veröffentlichte in einer Warschauer Wochenschrift mehrere Aufsätze aus diesem Gebiete.

Als im Jahre 1870 der Deutsch-Französische Krieg ausbrach, erwachte in Polen die Hoffnung, dass dieser Krieg nicht ohne Einfluss auf die Schicksale Polens bleiben werde. Nachdem die Republik in Frankreich proklamiert war, ging Limanowski nach Galizien, um hier die weiteren Ereignisse abzuwarten. Man gab sich der Hoffnung hin, dass die dritte Republik, ebenso wie die erste, grosse Revolutionskriege in Europa entfachen werde; man rechnete mit der Möglichkeit, polnische Legionen wieder ins Leben zu rufen. In Lemberg, wo er die Stelle eines Korrektors gefunden hat, erlebte Limanowski die Enttäuschung: die Eroberung von Paris durch die Preussen und den Fall der Kommune.

Damals machte er die ersten Versuche einer sozialistischen Agitation unter den Lemberger Arbeitern. Er hielt in einem Handwerkerverein zwei Vorträge, die er dann als Broschüre unter dem Titel „Kwestya robotnicza“ („Die Arbeiterfrage“) in Lemberg 1871 in eigenem Verlage herausgab. Infolgedessen wendete die Polizei ihre Aufmerksamkeit dem „lästigen Ausländer“ zu. Trotzdem gelang es Limanowski, Verbindungen anzuknüpfen, auf einige geistig hervorragende Persönlichkeiten Einfluss zu gewinnen und sie zu Sozialisten zu erziehen; unter ihnen befanden sich der Dichter Boleslaus Czerwieński (der spätere Verfasser der „Rothen Fahne“) und der Buchdrucker Anton Mańkowski.

Daneben studierte Limanowski, mühselig durch literarische Arbeiten sein kärgliches Brot verdienend, an der Lemberger Universität, wo er mit der Dissertation „Die Soziologie August Comtes“, die er 1875 als Buch herausgab, das Doktorat erlangte.



Ausser vielen Abhandlungen, die er in verschiedenen polnischen Revuen veröffentlichte, sowie kleineren Broschüren gab er 1876 ein Buch über die beiden grossen Vorläufer des neueren Sozialismus, Thomas More und Thomas Campanella, heraus.

Im Jahre 1874 begannen in Russisch-Polen die ersten sozialistischen Verbindungen zu entstehen. Da sie sich über den einzuschlagenden Weg Klarheit verschaffen wollten, entsandten sie den später durch seinen tragischen Tod berühmt gewordenen Johann Hlasko nach Lemberg zu Limanowski, dem einzigen bekannten polnischen Wortführer des Sozialismus, um bei ihm Rat einzuholen. Sie fanden bei ihm Rat und Hilfe. Von dieser Zeit an kamen immer wieder Emissäre der sozialistischen Organisationen aus Russisch-Polen zu Limanowski, bei dem gewissermassen ein Angelpunkt jener geheimen Verbindungen war. In ihrem Auftrage gab er Lassalles „Arbeiterprogramm“ in polnischer Uebersetzung in Lemberg heraus. Für die Oeffentlichkeit war Limanowski lange Jahre der einzige Vertreter des Sozialismus in Polen.

Auch in Lemberg scharten sich um ihn begeisterte Jünger. Im Jahre 1878 begann dort ein Buchdruckerfachblatt zu erscheinen, das bald in ein sozialistisches Arbeiterblatt „Praca“ („Die Arbeit“) umgewandelt wurde. Es wurden auch mit ruthenischen Sozialisten, die sich unter dem Einfluss von Dragomanow entwickelt hatten, Verbindungen angeknüpft. Im Jahre 1878 gab Limanowski in Lemberg eine umfangreiche Broschüre heraus über den „Sozialismus als die notwendige Erscheinung der historischen Entwicklung“, die erste polnische Darlegung des wissenschaftlichen Sozialismus.

Aber bald kamen auch die politischen Verfolgungen durch die k. k. Behörden: polizeiliche Hausdurchsuchungen, Verhaftungen, die ersten „Sozialistenprozesse“. Auch Limanowski wurde 1878 verhaftet, aber nach Beendigung der gerichtlichen Untersuchung aus der Haft entlassen. Jedoch wurde er kurz darauf (1879) auf Befehl des damaligen Statthalters Grafen Alfred Potocki als „lästiger Ausländer“ aus Oesterreich ausgewiesen. Seit jener Zeit war es ihm beschieden, durch 28 Jahre alle Not und Bitterkeit des Exils gründlich auszukosten.

Limanowski begab sich nach Genf, wo sich bald eine grössere Kolonie sozialistischer Emigranten aus Russisch-Polen ansammelte. Es wurde dort eine polnische sozialistische Zeitschrift „Równość“ (Die Gleichheit) gegründet, deren Redaktionsmitglied Limanowski wurde. Aber im Schosse der Redaktion entwickelte sich binnen kurzer Zeit der Gegensatz, der die polnische sozialistische Bewegung auf lange Jahre hinaus spalten sollte, der Gegensatz in der nationalen Frage. Limanowski und seine Anhänger hielten an der Idee des Kampfes um die nationale Befreiung fest; die Mehrzahl hingegen, beiseelt vom Glauben an eine baldige europäische soziale Revolution, legte der nationalen Frage, wie überhaupt den politischen Fragen, keine Bedeutung bei. Zwar gaben Marx und Engels der sogenannten nationalen Richtung recht, was sie in einem Brief an die Redaktion der „Równość“ vom 27. November 1880 klar ausdrückten, jedoch die sogenannte internationale Richtung verharrte auf ihrem Standpunkt. Es kam zum Bruch, infolge dessen das Erscheinen der „Równość“ nach fast zweijährigem Bestand eingestellt wurde. Unter der Arbeiterschaft in Polen behielt die internationale Richtung die Oberhand, was zu jener Zeit auch notwendig war, weil bei einer erst beginnenden Arbeiterbewegung die Gefahr nahelag, dass die Betonung der nationalen Frage in den Köpfen der noch nicht gründlich aufgeklärten Arbeiter das Verständnis der Klassengegensätze verdunkeln und Verwirrung anstiften könnte. Aber die historische Gerechtigkeit zwingt anzuerkennen, dass Limanowski niemals auf nationalistische Abwege geraten ist, sondern, trotz seiner hohen Bewertung der nationalen Frage, treu zur internationalen Fahne der Sozialdemokratie gehalten hat, wie es seine spätere Tätigkeit beweist.

Nach der Spaltung gründete er in Genf eine Druckerei und gab eine polnische Broschürenserie unter dem Titel „Sozialdemokratische Bibliothek“ heraus. In dieser veröffentlichte er drei eigene Broschüren: „Patriotismus und Sozialismus“, „Ferdinand Lassalle“ und „Die politische und die soziale Revolution“ sowie zwei Uebersetzungen: Johann Philipp Beckers „Manifest der Internationalen Arbeiter-Assoziation an die ländliche Bevölkerung“ und Wilhelm Liebknechts „Zu Trutz und Schutz“; diesen beiden Uebersetzungen gab er als Vorreden die Biographien ihrer Verfasser bei.

In der ersten und dritten Broschüre dieser Serie entwickelte er seine Anschauungen über Nationalität und Internationalität. Diese beiden Begriffe schliessen sich, seiner Ansicht nach, nicht aus, sie ergänzen vielmehr einander, finden ihre Synthese im Sozialismus, der sowohl nationale Unabhängigkeit wie internationale Verbrüderung freier und gleichberechtigter Nationen den Völkern verkündet; die politische Freiheit ebnet den Weg zur sozialen Revolution. Nationalismus, nationaler Hass, nationale Herrschsucht waren der eigensten Natur Limanowskis, der stets die eingefleischte Güte und Liebe, ein Mann ohne Gift und Galle war und geblieben ist, immer fremd. Das hat er auch in den Fehden, die das sozialistische Lager in Polen entzweiten, immer bewiesen: nie war er in diesen Parteipolemiken aggressiv oder persönlich; trotzdem er brutal und ungerecht angegriffen wurde, antwortete er nie auf eine ähnliche Weise; stets liebevoll gegen seine sozialistischen Widersacher, stets verzeihend, trug er ihnen nie Groll noch Bitterkeit nach; immer bereit, alle ihm zugefügte Unbill zu vergessen und sich zu verständigen, verkörpert er in sich die Idee der Einheitlichkeit der polnischen sozialistischen Bewegung.

Nicht durch Marx, sondern durch Lassalle für den Sozialismus gewonnen, blieb er Zeit seines Lebens Lassalleaner. Das tritt stark hervor in seiner Bewertung des politischen Kampfes. Auf philosophischem Gebiet aus der Schule des Positivismus hervorgegangen, ist er als Theoretiker, trotz seiner Würdigung der Marxschen Lehren, stets ein Eklektiker geblieben, ähnlich wie etwa Benoit Malon; er nennt auch, wie dieser, seinen Sozialismus „integralistisch“. Dazu hat zweifellos auch der Umstand beigetragen, dass nicht die Nationalökonomie, sondern die Geschichte sein wissenschaftliches Fach ist.

Auf historischem Gebiet veröffentlichte er auch eine Reihe grosser Werke von hohem Werte: „Geschichte des polnischen Aufstandes 1863—1864“ (zwei Bände, 1882), „Geschichte des Sozialismus im 18. und 19. Jahrhundert“ (zwei Bände 1888—1890), „Der hundertjährige Kampf der polnischen Nation um ihre Unabhängigkeit“ (1894), „Geschichte der polnischen Demokratie“ (1901). Zahllos sind seine Broschüren und seine historischen, biographischen, soziologischen und politischen Abhandlungen und Artikel in verschiedenen Zeitschriften, Zeitungen, Arbeiterkalendern, Manifestschriften u. s. w. In deutscher Sprache veröffentlichte er historische und politische Aufsätze in Karl Höchbergs sozialistischer Revue „Zukunft“ (Berlin 1878) und im „Jahrbuch für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ (Zürich 1878, 1879, 1880). Einige seiner Bücher sind in Neuauflagen erschienen. Seine „Geschichte des Sozialismus“ erschien auch in tschechischer Uebersetzung.

Trotz dieser riesigen Arbeit konnte er aus ihrem Ertrag seine zahlreiche Familie nicht ernähren. Dies bildet kein Rätsel für denjenigen, der die in Polen üblichen Honorare, und die sozialistischen insbesondere, kennt. . . . Limanowski musste also andere Erwerbsquellen suchen. Aus Genf übersiedelte er nach Thun, dann nach Zürich, bis er endlich 1887 in Paris landete, wo er bis 1907 blieb (mit einer kurzen Unterbrechung im Jahre 1894, wo er wieder in Zürich zu wohnen versuchte). In Paris bekam er 1895 eine Anstellung als subalternen Beamten einer Assekuranzgesellschaft mit einem sehr spärlichen Gehalt; spät am Abend kehrte er heim aus dem Bureau und benützte einen Teil der Nacht und den frühen Morgen für seine wissenschaftliche und politische Arbeit. So lebte er jahrelang, ein Leben voll Mühe und Sorgen, voll rastloser, unermüdlicher Tätigkeit, geachtet in der Internationale, geschätzt in der Heimat, Not und Entbehrenungen leidend im Exil.

Es war ihm aber vergönnt, die Früchte seiner politischen Saat reifen zu sehen. Als die Hoffnung auf eine nah bevorstehende soziale Revolution verblasste, trat auch an die sogenannte internationale Richtung der polnischen Sozialdemokratie in Russisch-Polen die Notwendigkeit heran, ein politisches Programm aufzustellen. In allen bis dahin einander arg bekämpfenden Gruppen des mehrfach zersplitterten polnischen sozialistischen Lagers wurde eingesehen, dass es für polnische Sozialdemokraten keine andere politische Forderung geben kann als nur die einer unabhängigen polnischen demokratischen Republik. Mit dieser Erkenntnis trat 1892 in Paris der Einigungskongress der sozialistischen Parteien Russisch-Polens zusammen. Auch Limanowski kam zu diesem Einigungskongress und ohne Groll bot er seine Hand zur Versöhnung jenen an, die ihn jahrelang angegriffen

und bekämpft hatten. Er kam nicht als Triumphator, sondern als ein schlichter Soldat der sich in die Reihe stellt, wenn der Ruf erschallt; obgleich er es doch war, dem die geschichtliche Entwicklung recht gegeben hatte. Es steckte darin ein historisches Symbol, dass auf dem Einigungskongress der polnischen Sozialisten, auf dem die Polnische Sozialistische Partei (P. P. S.) gegründet wurde, Limanowski den Vorsitz führte. So verkörperte der Patriarch des polnischen Sozialismus die Idee der historischen, der politischen und der organisatorischen Einheitlichkeit der sozialistischen Bewegung Polens. Der Begründer des polnischen Sozialismus hob ihn bei seiner Wiedergeburt zum zweitenmal aus der Taufe. Seitdem blieb er treu in den Reihen der P. P. S.

Des langjährigen Exils müde, versuchte er bereits 1894 die Bewilligung zur Rückkehr nach Galizien zu erlangen; jedoch der damalige Statthalter Graf Badeni schlug sein Ansuchen rundweg ab, obgleich sich der alte Smolka für Limanowski einsetzte. Erst die österreichische Wahlreform brachte dem greisen Altmeister der polnischen Sozialdemokratie einen Lichtstrahl für seine alten Tage. Als im Jahre 1907 der Statthalter Graf Andreas Potocki nach Wien kam, um im Herrenhaus seine Stimme für das allgemeine, gleiche Wahlrecht abzugeben, wandte sich der Abgeordnete Daszyński an den damaligen galizischen Landsmannminister Grafen Dzieduszycki mit der Vorstellung, jetzt sei es doch endlich an der Zeit, dem alten Limanowski, der Leuchte der polnischen Wissenschaft, das Grenztor seines Vaterlandes zu öffnen. Dzieduszycki sprach darüber sofort mit Potocki. Und nachdem Oesterreich durch das gleiche Wahlrecht demokratisiert war, erlaubte Andreas Potocki dem von Alfred Potocki vor nahezu 30 Jahren Ausgewiesenen die Rückkehr nach Galizien.

Nun kehrte der einsame, 72jährige, zum zweitenmal verwitwete Greis nach Krakau zurück, wo er seinen ständigen Wohnsitz nahm. Herrlich wurde er von unserer Partei empfangen. Mit tiefer Rührung sah er das Land wieder, wo sich seit einem Menschenalter vieles verändert hat. Der Sozialismus in Polen, an dessen Wiege Limanowski vor seiner Ausweisung gestanden, war nun zu einer politischen Macht angewachsen. Die polnischen Arbeiterorganisationen, die dazumal allesamt im Zimmer Limanowskis Platz gefunden hätten, umfassen jetzt Zehntausende. Und der Kampf geht rüstig weiter. Ein Gefühl des Glückes bestrahlt das Alter unseres Patriarchen.

Aber er rastet nicht. Noch in diesem Jahre gab er im Parteiverlag ein neues, umfangreiches Buch heraus, das beste, das er geschrieben hat: eine Monographie über den Begründer des polnischen utopischen Sozialismus in den Dreissigerjahren des vorigen Jahrhunderts, Stanislaus Worcell. Der Held zog den Verfasser an, weil er ihm menschlich nahe steht: dieselbe hohe Gesinnung, derselbe edle Charakter, dieselbe Gutherzigkeit charakterisiert beide. Es ist ein historisches Quellenwerk von grossem Werte. Aber es ist auch die Synthese des Lebenswerkes des Boleslaus Limanowski. Alle seine politischen und soziologischen Anschauungen hat er darin niedergelegt. Dies Buch ist die Frucht der letzten drei Jahre. Die neueste sozialistische Literatur (auch Bauers „Nationalitätenfrage“, auch Louis Bertrands Geschichte des belgischen Sozialismus) hat er in dem Buch verarbeitet. Man sieht dem Werk das Alter des Verfassers nicht an. Welch eine jugendliche Begeisterung sprüht aus den Blättern des Buches! Und vor allem: welch ein gewaltiger Arbeitsfleiss steckt darin!

Und es war nicht die Arbeit an diesem Buch allein, die die Zeit des Verfassers seit seiner Rückkehr nach Galizien ausfüllte. Wieviel Artikel veröffentlichte er in diesem kurzen Zeitraum im „Naprzod“, wieviel andere literarische Arbeiten vollendete er, wieviel Vorträge hielt er an unserer Volksuniversität! Unlängst noch war er als Delegierter beim Internationalen sozialistischen Kongress in Kopenhagen. Eine staunenswerte Arbeitskraft.

Er ist kein Führer der Partei; er war es nie; er ist nicht von dem Holze geschnitzt, das dazu gehört. Aber er ist der ideale Patriarch der Partei. Er verkörpert ihre Geschichte, ihre Tradition, ihre einheitliche Entwicklung, ihre idealen Elemente.

Die polnische Arbeiterschaft entbietet ihrem ehrwürdigen Altmeister zu seinem Jubiläum ihren herzlichsten, dankbarsten Gruss. Möge ihm noch lange vergönnt sein, für die Idee zu wirken, der er seine ganze Tatkraft, all seine Fähigkeiten, sein ganzes Leben in innigster Liebe gewidmet hat.

## N. Trotzky: In den Balkanländern

Als die grosse französische Revolution durch die europäische Reaktion, die die heilige Allianz zur Welt brachte, abgelöst wurde; als die Konterrevolution alle ihre Kräfte anstregte, um mit der Erbschaft des Jahres 1848 fertig zu werden, da trat jedesmal auf die Bühne die Orientfrage. Auf diesen Zusammenhang hat bereits Marx hingewiesen. Und jetzt, nach der Niederlage der Revolution in Russland, gleichwie zu dem Zweck, um den Skeptikern das Recht zur Behauptung zu geben, die Geschichte drehe sich in einem verzauberten Kreis, ist die Orientfrage wieder auf die Tagesordnung gestellt worden. Aber welch gewaltiger Unterschied! Dort kitzelten die europäischen Diplomaten mit ihren Nägeln nach Belieben auf der Landkarte der Balkanhalbinsel herum und entschieden über das Schicksal der Völker; hier erwachen die Balkanvölker selber zum historischen Leben, die Balkanfrage wird zu ihrer eigenen Frage, der Rückkehr des Zarismus auf den Balkan stellt die Türkei ihre eigene Revolution entgegen; der balkanische Kapitalismus beginnt auf festen Füßen zu stehen; aus dem jahrhundertelangen Chaos tritt die Sozialdemokratie der Balkanvölker hervor. Und wenn selbst für die europäische Diplomatie der südöstliche Auslauf Europas aufhört, ein passives Objekt der raubsüchtigen Kombinationen zu sein, muss er desto mehr für die europäische Sozialdemokratie aus einem unpersönlichen geographischen Terminus zu einem lebendigen politischen Begriff werden: dort wächst empor und nimmt eine immer bestimmtere Gestalt an die Balkansektion der Internationale.

Die kapitalistische Entwicklung des nahen Ostens zeichnet sich durch ihren kolonialen Charakter aus. Die europäische Börse, die die Balkanstaaten mit Netzen von Schuldverpflichtungen umwickelt hat, ruiniert mit Hilfe der „nationalen“ Fiskalapparate die Bauern und Handwerker des Balkan, ohne Unterschied des Stammes und der Rasse; die europäischen Waren töten die Hausindustrie und das Handwerk; endlich errichtet das europäische Industriekapital, indem es sich den heimischen Kapitalismus unterwirft, Eisenbahnen und industrielle Unternehmungen des neuesten kapitalistischen Musters auf dem Balkan. Diese Entwicklung zwingt das hausindustrielle Kleinbürgertum schon in den Anfängen seiner historischen Existenz in eine Klemme. Seine ökonomische Zersetzung ergänzt sich durch seine politische Fäulnis; zusammen mit der ruinierten Bauernschaft wird es zum Kanonenfutter der Wahlmacher, der Marktdemagogen, der dynastischen und antidynastischen Scharlatane, die aus dem Dünger des agrarkolonialen Parlamentarismus wie Pilze emporschiessen. Die kleine Zwischenschicht der grossen Bourgeoisie, die ihre historische Laufbahn mit den Worten Kartell und Aussperrung im Munde betreten hat, ist von den Massen politisch völlig getrennt und sucht eine Stütze in den europäischen Banken. Der Kolonialcharakter der kapitalistischen Entwicklung der Balkanländer, der hier noch greller hervortritt als in Russland, lässt das Proletariat als Vorkämpfer erscheinen, übergibt in seine Hände die konzentriertesten Produktivkräfte des Landes und verschafft ihm eine politische Bedeutung, die seine numerische Grösse weit übertrifft. Wie in Russland die Hauptbürde des Kampfes mit dem hausmachtbureaukratischen Regime auf die Schultern des Proletariats fällt, so stellt auch auf dem Balkan nur das Proletariat die Aufgabe der Schaffung von normalen Bedingungen für das Zusammenleben und Zusammenwirken der zahlreichen Nationen und Stämme der Halbinsel in ihrem vollen Umfang vor sich. Es handelt sich darum, auf dem Territorium, dessen Grenzen durch die Natur festgestellt sind, hinreichend weite und elastische Staatsformen zu schaffen, Staatsformen, die imstande wären, auf der Basis der nationalen Autonomie der Teile, der ganzen Bevölkerung der Halbinsel die Einheit des inneren Marktes und der allgemeinen Staatsorgane zu sichern; „den Partikularismus und die Beschränktheit loszuwerden; die vielen Grenzen zu vernichten, die teils die Völker derselben Zunge und Kultur, teils die Länder, die wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind, trennen; endlich die direkten oder indirekten Formen der Fremdherrschaft, die das Volk des Rechtes, sein Schicksal selber zu bestimmen, beraubt, zu stürzen“ — in diesen negativen Ausdrücken formulierte ihr Programm die erste Konferenz der sozial-

demokratischen Parteien und Gruppen des europäischen Südostens, die vom 7. bis 9. Jänner 1910 in Belgrad abgehalten wurde\*.

Das daraus folgende positive Programm, geschichtlich durch die Erfahrung der Vereinigten Staaten und der Schweiz gerechtfertigt, heisst: die föderative Balkanrepublik.

Die Bedürfnisse der kapitalistischen Entwicklung stossen alltäglich auf die engen Zellen des Partikularismus auf der Halbinsel, und die Föderation wird zum Gedanken der Regierungskreise auf dem Balkan selbst. Und noch mehr. Die zarische Regierung, ohnmächtig, auf dem Balkan eine selbständige Rolle zu spielen, versucht als Initiator und Patron des bulgarisch-serbisch-türkischen Bundes aufzutreten, dessen Spitzen gegen Oesterreich-Ungarn gerichtet wären. Hier handelt es sich aber nur um schwankende Pläne eines provisorischen Bundes der Balkandynastien und politischen Parteien, der seinem ganzen Wesen nach nicht imstande ist, Freiheit und Frieden auf dem Balkan zu garantieren. Mit diesem Gedanken hat das Programm des Proletariats nichts gemein. Es ist gegen die Balkandynastien und die politischen Koterien, gegen den Militarismus der Balkanstaaten wie gegen den europäischen Imperialismus gerichtet, gegen das offizielle Russland wie gegen das habsburgische Oesterreich-Ungarn. Seine Methode bilden nicht die diplomatischen Kombinationen, sondern der Klassenkampf, nicht Balkankriege, sondern Balkanrevolutionen.

Freilich sind die Arbeiter der Balkanländer zurzeit noch allzu schwach, um ihr politisches Programm ins Leben setzen zu können. Sie werden aber morgen stärker sein. Die kapitalistische Entwicklung auf dem Balkan vollzieht sich unter dem hohen Drucke des Finanzkapitals Europas, und die nächste Periode des industriellen Aufschwunges — sein Herannahen wird durch das Baufieber in Sofia angekündigt — kann in einigen Jahren die von Natur reich begabte und glücklich gelegene Halbinsel industrialisieren. Auf dieser Basis kann die nächste ernste europäische Erschütterung die Sozialdemokratie der Balkanländer, wie es im Jahre 1905 mit der russischen geschah, in den Mittelpunkt der entscheidenden Ereignisse stellen. Aber schon heute besitzt das Programm der föderativen Balkanrepublik eine ernste praktische Bedeutung: nicht nur dass dieses Programm die alltägliche politische Agitation leitet, indem es in sie prinzipielle Einheit hineinträgt, es bildet, was noch wichtiger ist, die Grundlage, auf der die nationalen Arbeiterorganisationen der Halbinsel sich einander nähern, und schafft auf diese Weise die vereinigte Balkansektion der internationalen Sozialdemokratie.

\* \* \*

Das Verdienst der Initiative zur Vereinigung des Proletariats der Balkanländer gehört den sozialdemokratischen Parteien Serbiens und Bulgariens. Trotz ihrer Jugend — wenn man von ihrer ideologischen Vorgeschichte, die bei den Bulgaren viel länger ist, absieht und sie bloss als Arbeiterorganisationen betrachtet, zählt jede von ihnen erst ein sieben- bis achtjähriges Lebensalter — haben sie schon grosse Verdienste der Internationale gegenüber. In dem kritischen Augenblick, nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina, als das ganze Serbien von dem Revanchefieber ergriffen wurde, widersetzte sich die Sozialdemokratie mutig dem allgemeinen Strom. Genosse Katzlerowitsch, der einzige Deputierte der Partei in der Skupschtina, hatte den Mut, den berauschten Nationalisten und nüchternen Intriganten die bittere Wahrheit ins Antlitz zu schleudern. „Radnicke Novine“, das Zentralorgan der Partei, eröffnete eine rücksichtslose Kampagne gegen das Haupt der Belgrader Kriegsquise, den Prinzen Georg, den die Sozialdemokratie im Laufe von wenigen Tagen bis zum Verzicht auf die Thronrechte brachte. Und diese Taktik, die politischen Realismus mit revolutionärem Mut vereinigte, stärkte die Partei in organisatorischer Hinsicht und vergrösserte ihren politischen Einfluss. Dasselbe gilt auch von der bulgarischen Sozialdemokratie, die unversöhnlich zuerst gegen die patrio-

\* Auf dieser Konferenz waren die sozialdemokratischen Parteien Serbiens, Bulgariens, Rumäniens vertreten, die sozialdemokratischen Gruppen Makedoniens und der Türkei, die südslawischen sozialdemokratischen Parteien Oesterreich-Ungarns (Krain, Kroatien, Slawonien, Bosnien und Herzegowina), endlich die wenigen Sozialdemokraten Montenegros.

tische Aventure, die den Scheinvasallfürsten in einen unabhängigen „Zaren der Bulgaren“ umwandelte, dann gegen die vermittelnde Einmischung Russlands in den bulgarisch-türkischen Konflikt kämpfte. Der Kampf gegen die neupanslawistische Demagogie, die sich liberal gebärdet, aber bis ins Mark reaktionär ist, bildet ein wichtiges Verdienst wie der serbischen so auch der bulgarischen Sozialdemokratie. Ihren letzten Parteitag vom 24. bis 26. Juli dieses Jahres verwandelte die bulgarische Partei in eine wirksame „Demonstration des Pansozialismus gegen den Panslawismus“, indem sie nach Sofia Vertreter der russischen, polnischen, tschechischen, serbischen Sozialdemokratie eingeladen hat, Vertreter des Proletariats derselben Nationen, deren bürgerliche Politiker einige Wochen früher in demselben Sofia die panslawistische Brüderlichkeit simulierten. Und obgleich die russophile Presse Sofias genug Unverschämtheit, Dummheit und Feigheit besass, um den sozialdemokratischen Kongress totzuschweigen, sprach er beredt genug für sich selbst; die Strassendemonstration des 24. Juli, an der drei- bis viertausend Arbeiter teilnahmen, die Begrüßungsreden der fremden Delegierten in den offenen Versammlungen des Parteitages, im Hofe des Arbeiterheims in Anwesenheit vieler hundert Gäste, das öffentliche Referat über die russische Revolution, von dem in der ganzen Stadt angeklebte rote Plakate verkündeten, feierliche öffentliche Dispute über die Balkanfrage, durch das Referat Blagojews eröffnet, all dies stellte, trotz aller Anstrengungen der bürgerlichen Presse, den sozialdemokratischen Parteitag in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit und machte ihn zu einer bedeutungsvollen Episode in der Geschichte der jungen bulgarischen Partei.

Wir erwähnten die Verschweigungsverschwörung der bürgerlichen Presse. Es muss noch hinzugefügt werden, dass die einzige Tageszeitung, die sich mit mehr oder weniger Recht sozialistisch nennt, die „Kambana“ („Glocke“), sehr gewissenhaft die internationale Manifestation gegen den Panslawismus verschwieg, nicht so sehr aus politischen, als vielmehr aus fraktionellen Erwägungen. Ueber die Fraktionsgruppierungen, die im Leben der bulgarischen Sozialdemokratie eine grosse Rolle spielen, müssen wir hier ein paar Worte sagen.

Im Jahre 1903 spaltete sich die bulgarische Partei in zwei Fraktionen: die „Tjessniaki“ („Engen“) mit Blagojew, Kirkow, Rakowsky\* und Bakalow an der Spitze und die „Breiten“ unter der Leitung Janko Sakasows und N. Gabrowskys. Im Gegensatz zu den strengen Hütern des Klassenprinzips, den „Tjessniaki“, neigen die „Breiten“ zu dem sogenannten „Obschodielstwo“, das heisst zum Zusammengehen mit den bürgerlich-demokratischen Elementen und — in der Theorie — zum Revisionismus. Beide Teile behielten den Namen, das Programm und das Statut der alten Partei. Im Jahre 1905 findet eine weitere Spaltung unter den „Tjessniaki“ statt: unter der Führung Bakalows und Charlakows trennt sich eine Gruppe der „Liberalen“ ab, die die Anhänger Blagojews, die „Konservativen“, organisatorischer Engherzigkeit beschuldigten, die die Partei von der Klasse isoliere und sie in eine „Koterie“ zu verwandeln drohe. Im Jahre 1908 splittert sich von den „Tjessniaki“ wieder eine Gruppe von Protestanten ab, die mit dem Konservatismus der Partei unzufrieden, eine Vereinigung aller sozialistischen Organisationen forderten: das sind die sogenannten „Progressisten“ mit Iljew an der Spitze. Der Versuch der allgemeinen Vereinigung misslingt dank dem Widerstreben der „Tjessniaki“. Neben ihnen und als ihr Gegengewicht wird die sogenannte „vereinigte“ Partei aus den „Breiten“, den „Liberalen“ und den „Progressisten“ gebildet. Das einzige Band zwischen den beiden Organisationen besteht in einer erbitterten Polemik in der Presse und in den Versammlungen. Die „Kambana“, die kein Parteiorgan ist, verbleibt jedenfalls in engem Zusammenhang mit den „Vereinigten“ und ist gewissermassen ihr offiziöses Organ. Das erklärt auch ihr Verhalten der antislawophilen Manifestation gegenüber, die von den „Tjessniaki“ veranstaltet wurde. Trotzdem gleichzeitig mit dem Kongress dieser letzteren auch der Parteitag der „Vereinigten“ stattfand, konnten sich die fremden Delegierten, die von den „Tjessniaki“ eingeladen worden waren, in Anbetracht der lokalen Verhältnisse nicht entschliessen, auf dem Kongress der Vereinigten

\* Gegenwärtig steht Rakowsky ausser beiden Fraktionen; aber insoweit wir urteilen können, ist er den „Vereinigten“ näher.

Partei mit Begrüßungsreden hervorzutreten, ein Umstand, der unabhängig, gewissermaßen sogar gegen den Willen der Delegierten ihrem Hervortreten in Sofia nicht nur einen politischen, sondern auch einen fraktionellen Charakter verlieh.

Der Charakter und die Formen der Gruppierungen und Abgrenzungen in dem bulgarischen Sozialismus werden in ihrer Basis durch die politische Jugend des Landes bestimmt: durch die schwache Differenzierung des öffentlichen Lebens, durch völligen Mangel an politischen Traditionen, durch die ungenügende Selbständigkeit der proletarischen Avantgarde und durch den Ueberfluss an radikaler und sozialistischer Intelligenz. In allen politischen Parteien Bulgariens spielt die Intelligenz eine unverhältnismässig grosse Rolle; sie hat nur eine einzige ernste geistige Tradition: den Sozialismus. Der Gründer der heute regierenden „demokratischen“ Partei, Petko Karawelow (gestorben), war seinerzeit ein Anhänger der „Narodnaja Wolja“ in Russland. Mit Ausnahme von zwei, drei sind alle heutigen Minister — gewesene Sozialisten. Der Minister des Innern Takijew wurde noch vor fünf bis sechs Jahren von republikanischer Glut verzehrt. Die Journalisten aller bürgerlichen bulgarischen Parteien gingen, sei es auch flüchtig, eine sozialistische Schulung durch. Der Sozialismus war für sie eine Schule des politischen Alphabets; um dieses Alphabet anzuwenden, gingen sie in ein anderes Lager über. Am längsten verblieben bei dem Sozialismus die Volksschullehrer und -Lehrerinnen. Die scharfe Aufklärungsnot neben der allgemeinen kulturellen Zurückgebliebenheit des Landes machten die Tätigkeit des Volkslehrers zur Mission, zum Apostelamt und drängten den Lehrer in die Richtung der radikalsten Ideologie. Von den zwei Lehrerorganisationen ist die eine, die 850 Mitglieder umfasst, direkt an die „Tjessniaki“ angeschlossen, die andere, die über 3000 Mitglieder besitzt, steht unter dem unmittelbaren Einfluss der „Vereinigten“. Auf diese Weise bilden den bulgarischen Sozialismus nicht nur die politischen und gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter, sondern auch ein breiter und nebelhafter Fleck der sozialistischen und halbsozialistischen Intelligenz. Die Grenzen der bürgerlichen Parteien zeichnen sich ihrerseits durch einen vollständig chaotischen Charakter aus oder genauer: es bestehen solche Grenzen überhaupt nicht. Es genügt, zu bemerken, dass in der vorigen Sobranje die Stambulow-Partei, die die Regierung bildete, eine erdrückende Mehrheit hatte, dagegen die oppositionellen Demokraten über fünf bis sechs Mandate verfügten; nach den Neuwahlen dagegen die Demokraten, die zur Regierungspartei wurden, fast 160 Mandate (Gesamtzahl — 200!) erhielten, während die Stambulow-Partei keinen einzigen Kandidaten durchbrachte! Und das alles auf der Basis des allgemeinen Wahlrechtes! Demagogie — das ist die höchste Weisheit der bulgarischen Politik; im Vergleich zu ihr ist die Bestechung nur ein technisches Detail. Die Demagogie erobert Herzen, Mandate und Portefeuilles. In diesem politischen Chaos, das in jedem beliebigen Moment bereit ist, die Gestalt und das Ebenbild jeder am Ruder stehenden Gottheit anzunehmen, schafft der Ueberfluss an sozialistischer Intelligenz die Gefahr ernster Verführungen und Versuchungen für eine junge Arbeiterpartei. Die proletarische Armee nimmt zu, aber vorläufig ist sie noch schwach; der Generalstab der Führer ist für sie zu gross. Die Möglichkeit des unmittelbaren politischen Einflusses dieser Führer wird durch die verhältnismässige Schwäche der Armee beschränkt — und wie leicht ist es sonst in diesem Lande, bei einigem Talent eine politische Rolle zu spielen! Es gilt nur einen kleinen Sprung abseits zu machen! Eigentlich ist auch der Sprung nicht nötig, da die radikale Intelligenz aller Regenbogen-schattierungen eine natürliche Brücke zwischen der sozialistischen Ideologie und der bürgerlichen Praxis bildet. Das „Obschodielstwo“ formuliert eben dieses Bestreben der sozialistischen Intelligenz, den historischen Prozess zu überholen und mittels kunstfertiger politischer Kombinationen der Sozialdemokratie den Einfluss zu gewähren, den ihr die zahlenmässige Stärke und die Organisationsstufe des Proletariats noch nicht verschaffen können. „Den Weg der Demokratie!“ schrieb die „Kambana“ am Tage vor den letzten Wahlen. Aber in Bulgarien ist das „Obschodielstwo“, das heisst das Zusammengehen mit der bürgerlichen Demokratie, gefährlicher als irgendwo: denn wo fängt an und wo endet diese bulgarische „Demokratie“, die man heute mit einem Stab aus dem Felsen hervorbringt, um sie vielleicht morgen wieder ins Nichtsein zurückzuschicken? Indessen geben die Regierungsdemokraten Sofias — die gestrigen Republi-

kaner und Konspiratoren — in ihren Methoden der politischen Korruption den französischen Radikalen gar nichts nach! Siehe da — die einen und die anderen Anhänger der „Obschodielstwo“, die gewesenen Führer des Lehrer- und des Eisenbahnangestelltenverbandes, sitzen heute in bequemen Stellungen in verschiedenen „demokratischen“ Kanzleien . . .

Andererseits verursachen dieselben Bedingungen auch die entgegengesetzte Gefahr — der Verwandlung der politischen Partei in ein sozialistisches Seminar. Die organisatorische Enge und die politische Selbstbeschränkung als Selbsterhaltungsmethoden in dem lockeren Gesellschaftsmilieu durchtränken den Parteigedanken und Parteiapparat mit Konservatismus und bringen beide um die notwendige Elastizität, um die Fähigkeit der Anpassung, nicht nur an die vergänglichen politischen Konjunkturen, sondern auch an die tieferen sozialen Prozesse: an das Wachstum des Proletariats als Klasse und die diesem Wachstum entspringende Komplizierung seiner Aufgaben. Jede neue Eroberung auf dem Gebiet der Taktik wird in diesen Bedingungen um den Preis neuer Spaltungen und Absplitterungen erkauft. Wir haben gesehen, dass die bulgarische Sozialdemokratie sich dreimal gespalten hatte; das Resultat dieser Spaltungen erscheint heute einerseits als Existenz zweier Parteien, andererseits — in der Form eines Fraktionszwistes innerhalb der „vereinigten Partei“. Die „Tjessniaki“ sehen in diesen Spaltungen nichts anderes als einen Prozess der „Säuberung“ der Arbeiterpartei von der kleinbürgerlichen Intelligenz. Wir können uns aber dieser Ansicht nicht ohneweiters anschließen, nicht nur aus dem Grunde, weil bei den „Tjessniaki“ selbst die dominierende Rolle in der Partei noch immer der Intelligenz gehört, nicht nur darum, weil die „Vereinigten“, soweit wir urteilen können, in ihren Reihen viele wertvolle sozialistische Elemente enthalten, sondern und vor allem aus dem Grunde, weil wir die traurigste Tatsache der Arbeiterbewegung Bulgariens nicht aus dem Auge verlieren können: die Spaltung der Gewerkschaften zwischen den Tjessniaki und den Vereinigten.

Es scheint uns aber, dass sich ein Minimum wohl feststellen liesse, das man erreichen kann und muss: erstens die Wiederherstellung der Einheit der gewerkschaftlichen Organisation und des gewerkschaftlichen Kampfes; zweitens die Möglichkeit der Einberufung einer allgemeinen Balkankonferenz mit Beteiligung beider Fraktionen der bulgarischen Sozialdemokratie. Die erstere Forderung ist an sich klar. Was die zweite betrifft, muss man folgendes bemerken: ein Versuch, die konkurrierende Partei von dem Anteil an den allgemeinen Balkanangelegenheiten zu entfernen, würde — schon in Anbetracht der engen Verbindung der Tjessniaki mit den Serben und der „Vereinigten“ mit den Rumänen — eine Untergrabung des Gedankens der Balkankonferenzen selbst bedeuten. Die Internationale ist sehr daran interessiert, dass ihre Balkansektion vor der Aussenwelt einheitlich hervortrete, sie wird wohl Mittel finden, um in dieser Frage die lokalen Fraktionserwägungen, seien sie auch noch so ernst, den Interessen der internationalen Sozialdemokratie unterzuordnen.

\* \* \*

Zum Schlusse wollen wir noch einen allgemeinen Ueberblick über die Organisation und die Tätigkeit der Tjessniaki geben, auf deren Parteitag der Verfasser dieser Zeilen als Vertreter der russischen Sozialdemokratie anwesend war. Der beredte Sekretär der Partei, der talentvolle Agitator und Redakteur des Parteiorgans „Robotnitscheski Wiesstnik“, zugleich der Parteikassier, der unermüdliche Georg Kirkow, gibt in einer fünfstündigen Rede ein erschöpfendes Bild des Lebens und der Leistung der Partei. In dem vergangenen Jahre umfasste sie 56 Lokalorganisationen und Gruppen mit 2126 Mitgliedern, darunter 1519 Arbeiter; ausserdem gehörten zu der Partei: die sozialdemokratische Lehrerorganisation mit 851 Mitgliedern, die Organisation der Gemeindebediensteten mit 250 Mitgliedern, vier sozialdemokratische Studentengruppen mit 52 Mitgliedern, 12 Arbeiter-Bildungsvereine mit 325 Mitgliedern und 14 Vereine der jugendlichen Arbeiter mit 420 Mitgliedern. Die Zahl der Parteimitglieder — beklagte sich Kirkow — nahm im vorigen Jahre bloss um 12 Prozent zu — infolge der äusserst strengen Auslese seitens der Lokalorganisationen bleibt sie im Vergleich mit der Mit-



gliederzahl des Gewerkschaftsverbandes, der geistig und organisatorisch mit der Partei verbunden ist, immer zurück. Dieser Verband umfasst gegenwärtig 13 zentralisierte Gewerkschaften mit 172 Lokalsektionen und 4600 Mitgliedern: im Vergleich zum vorigen Jahre wuchs er um 1200 Mitglieder an. Für das verflossene Jahr gab der Verband für Streikzwecke 15.000 Leven (= Franken), für Unterstützung 10.000 Leven aus. Die gewerkschaftlichen Zeitschriften erreichten die Zahl von zwölf\*. Mit berechtigter Genugtuung schildert Kirkow die agitatorische und Verlagstätigkeit der Partei. Im Laufe des letzten Jahres organisierte sie 917 öffentliche Versammlungen mit 154.675 Teilnehmern, gab 647 Aufrufe in 158.896 Exemplaren heraus und verbreitete 157 Broschüren in 18.896 Exemplaren. An der Maifeierdemonstration des Jahres 1910 nahmen beinahe 14.000 bulgarische Arbeiter teil. Der „Rabotnitscheski Wiestnik“, das Zentralorgan der Partei und des Syndikalverbandes, das dreimal in der Woche erscheint, schloss seinen 13. Jahrgang mit 3214 Abonnenten ab. Die Monatsschrift der Partei, „Nowo Wrieme“, durch den „Alten“ Blagojew, den Gründer der Partei, den Theoretiker des Marxismus in Bulgarien, redigiert, hatte zu Ende ihres 13. Jahrganges 1275 Abonnenten. Den Stolz der Partei bilden ihre Knischarnitza und Pietschatniza (Buchhandlung und Verlag). Der Umsatz des Verlages wuchs von 124.000 Franken im Jahre 1909 auf 422.000 Franken im Jahre 1910 an! In dem letzten Jahre gab die Knischarnitza 16 Bücher und Broschüren heraus, darunter: „Der Ursprung der Familie u. s. w.“ von Engels, „Der Weg zur Macht“ von Kautsky, „L. Feuerbach“ von Engels, „Die Sozialdemokratie und der Parlamentarismus“ von Parvus, „Marx und seine Bedeutung“ von Kautsky — in je 2000 Exemplaren; „Aus meinem Leben“ von Bebel in 3000 Exemplaren und endlich den ersten Band des „Kapital“ in der Uebersetzung Blagojews, von dem 1700 Exemplare im voraus bestellt waren. Ausserdem erschien noch, fast gleichzeitig, eine andere Ausgabe des „Kapital“ in der Uebersetzung Bakalows. Unsere französische Partei mit ihren grossen revolutionären Traditionen, mit ihren unvergleichlichen Rednern und Parlamentariern hat allen Grund, auf die erstaunliche Aufklärungstätigkeit der bulgarischen Partei in diesem kulturarmen Land, das kaum 5 Millionen Einwohner zählt, mit Neid hinzublicken. Woran die bulgarische Sozialdemokratie Not hat, das ist die parlamentarische Vertretung. Die Notwendigkeit, in der Volksvertretung zu allen Fragen des gesellschaftlich-politischen Lebens des Landes Stellung zu nehmen, würde auf einen Schlag allen Erwägungen und Differenzen in der Partei einen mehr aktuell-politischen Charakter verleihen und damit — das ist unsere Ueberzeugung — eine reelle Möglichkeit für die Vereinigung schaffen. Andererseits ist die Abwesenheit einer Vertretung des bulgarischen Proletariats im Parlament selber als Ergebnis der Spaltung zu betrachten...

\* \* \*

Auf dem Rückwege hielten sich die Vertreter der ausländischen Parteien in Belgrad auf, wo sie Gelegenheit hatten, in einer Versammlung mit mindestens 1500 Besuchern zu sprechen. Wir haben im Augenblick keine Möglichkeit, uns in eine ausführliche Charakteristik der serbischen Partei einzulassen, wie auch der politischen Bedingungen, in denen sie tätig ist. Wir wollen uns daher bloss auf flüchtige Bemerkungen beschränken. Die serbischen Führer sind bedeutend jünger als die bulgarischen — und die Arbeiter sehen älter aus; bei den „Tjessniaki“ herrschen die Jünglinge im Alter von 18 bis 25 Jahren vor; wie man sagt, ist das Altersniveau bei den Vereinigten höher. Die serbischen Arbeiter sind in ihrer Masse viel reifer, kulturell entwickelter, intelligenter als die bulgarischen, man sieht an ihnen das hundertjährige politische Leben des Landes. Zugleich sind sie auch ruhiger, vielleicht sogar skeptischer. Eine Reihe nationaler Schläge, die die Serben ertragen mussten, die Aussichtslosigkeit der ökonomischen Situation des Landes, das von dem Ermessen Oesterreich-Ungarns abhängt, — dies alles spiegelt sich im serbischen Proletariat wieder. Von dem feurigen Enthusias-

\* Wir wollen hier bemerken, dass die Zahl der Mitglieder des konkurrierenden „vereinigten“ Syndikalverbandes am Ende des Jahres 1909 3020 Mann betrug (neuere Zahlen haben wir nicht in Händen). Die Ausgaben des Verbandes betragen für das Jahr 1909 30.000 Leven, der Ueberschuss zu Anfang des Jahres 1910 26.000 Leven.

mus, der in den Versammlungen in Sofia den Redner und das Auditorium wie Lava überflutet, findet man in Belgrad keine Spur. Hier sieht es aus, als ob man sich in Wien oder gar in Berlin befände.

Der Marxismus herrscht in der serbischen Partei vollständig. In den Jahren 1901 bis 1903 kämpfte die Partei unter der Führung des verstorbenen Dragowitsch, der die Schule des deutschen Sozialismus in Graz durchgegangen war, einen entschiedenen Kampf gegen die revisionistisch gefärbten Radikalen aus, die es versuchten, serbische Arbeiter mit sich zu reissen (Jovan Skerlitsch, Kosta Jowanowitsch und andere). Sie wurden aus den proletarischen Organisationen gänzlich verdrängt und führen jetzt ein erbärmliches Dasein von Renegaten, die die Partei in den Spalten des demokratischen Blattes angreifen. Die Partei verblieb einig und einheitlich gesinnt. Die zentralistische Gewerkschaftsorganisation, die auf die engste Weise mit der Partei verknüpft ist, umfasst 5000 Mitglieder, die politische Organisation die Hälfte dieser Zahl. Die Sekretärsfunktionen im Gewerkschaftsverband verrichtet jetzt Dragischa Lapschewitsch, ein gewesener Händler, der in die Partei bereits als fertige politische Figur eintrat und sich in ihr sogleich einen grossen Einfluss eroberte. Das ist ein echter Typus eines Massenagitators, der es versteht, gleichzeitig prinzipiell und populär zu bleiben. Man heisst ihn in der Partei „Tschitscha“, das heisst Onkel, wohl wegen seiner mächtigen Gestalt und seiner 43 Jahre; in Serbien ist dies ein Methusalemsalter, da der Redakteur der theoretischen Zweiwochenschrift „Borba“ Dimitrije Tuzowitsch 29 Jahre alt ist, und der Redakteur des Zentralorgans „Radnitschke Novine“, der talentvollste Journalist Duschan Popowitsch, 24 Jahre.

Die Einheit der serbischen Sozialdemokratie und ihre grosse politische Biegsamkeit erklärt sich einerseits durch die höhere politische Kultur des Landes im Zusammenhang mit der grösseren Stabilität und dem festeren Rahmen der bürgerlichen Parteien; andererseits durch die Quelle, aus der sie ihre geistigen Anregungen schöpft. Die serbische Partei befindet sich in demselben Masse unter dem Einfluss der deutschen Partei wie die bulgarische unter dem Einfluss der russischen. Die Kraft dieses letzteren Einflusses stellen wir Russen uns nicht in entferntestem Masse gross genug vor. Nicht nur der 50jährige Blagojew, der an einer russischen Universität studierte und im Jahre 1885 in Petersburg wegen der Organisation von Arbeiterzirkeln und der Beteiligung an der Herausgabe der Zeitung „Der Arbeiter“ verhaftet wurde, nicht nur der 45jährige Kirkow, der das Gymnasium in Nikolajew (Südrussland) absolvierte und schon in dieser Zeit in Zirkeln der „Narodnaja Wolja“ verkehrte, sondern die ganze junge Nachkommenschaft der bulgarischen sozialistischen Intelligenz ist durch und durch „russifiziert“ und mit der Intelligenz auch die vorderen Schichten des Proletariats. Sie machten unseren geistigen Kampf mit den „Oekonomisten“, dann die Spaltung zwischen den Bolschewiks und Menschewiks durch. Die „Iskra“ ist für sie ebenso ein lebendiger Begriff wie für uns oder, um nicht zu übertreiben, wie die „Neue Zeit“ für die Serben. Die bulgarischen Arbeiter singen russische revolutionäre Lieder, bei den bulgarischen Polemiken decken sie auf jeden Schritt unsere Parteiphraseologie auf. Die serbische Partei übersetzte das Erfurter Programm ins Serbische und machte es zu ihrem eigenen Programm. Sie kämpfte geistig und teilweise auch politisch den ganzen Kampf des deutschen Marxismus mit dem Revisionismus mit und bewahrte ihre Einheit. Und unsere lieben Brüder Bulgaren sind auch wie wir in Fraktionen gespalten . . .

Es sind das zwei Schulen. Welche von ihnen ist besser? Um keinen Konflikt zwischen meinem Patriotismus und meiner Achtung vor der Wahrheit heraufzubeschwören, will ich mich der Antwort auf diese Frage enthalten.

## Adelheid Popp:      **Mädchenerziehung und Rassenhygiene**

Die Frauen gebären zu selten und die Zahl der Geburten befindet sich im Abnehmen. Das hat Herrn Professor Max v. Gruber in München veranlasst, in der Generalversammlung des „Vereines zur hauswirtschaftlichen Frauenbildung“ einen Vortrag zu halten. Seit vielen Wochen ist dieser Vortrag, der im Verlage von Ernst Reinhardt in München unter obigem Titel erschienen ist, Gegenstand der Diskussion in den Kreisen der bürgerlichen Frauenbewegung. Fast alles, was in frauenrechtlerischen Kreisen Namen hat, ist in die Arena gestiegen, um sich mit Herrn Professor v. Gruber zu messen. Gar zu schwer wurden die bürgerlichen Frauen getroffen. Sie müssen gegen einen Mann kämpfen, den sie bisher als Freund und Anhänger der Frauenbewegung betrachtet haben. Nun wird ihnen von ihm, dem vermeintlichen Freund der Gleichberechtigung der Frauen, zugerufen, dass beim weiblichen Geschlecht die „Freude am Dienen“ geweckt werden muss. Nicht das Hochschulstudium, nicht das Wahlrecht, sondern einzig und allein die Fortpflanzung erscheine dem weiblichen Geschlecht als Ideal. Der Geburtenrückgang erschreckt Herrn Professor Gruber und er sieht eine der Hauptursachen davon in dem Zunehmen der geistigen Betätigung der Frauen. Vom Standpunkt der Rassenhygiene gibt es daher nach ihm für die Mädchenerziehung nur ein Ziel: Ehefrauen und Familienmütter zu werden. Professor Gruber stellt fest, dass er sich damit bewusst in schärfsten Gegensatz mit jener Richtung der Frauenbewegung setzt, „welche jedes Mädchen für das Erwerbsleben ausbilden will und die volle ökonomische, soziale und politische Unabhängigkeit der Frau und ihre Gleichstellung mit dem Manne“ fordert. Er findet, dass diese Richtung der Frauenbewegung bewusst und unbewusst auf „die Zerstörung der Familie und auf die Unfruchtbarkeit lossteuert und die Volkskraft an der Wurzel bedroht“. Diese Richtung erscheint ihm um so gefährlicher, als sie alle „Mächte des Umsturzes“ zu Verbündeten hat. Im Kapitalismus sieht er den mächtigen Gönner dieser Bestrebungen, da dieser nicht genug billige Hände bekommen kann und in seiner Gier nach Erwerb die Kuh schlachtet, von deren Milch er lebt.

Herrn Professor Grubers ganze Darlegungen sind durchzogen von einem feindseligen, fast möchten wir sagen gehässigen Ton gegen die Frauenbewegung. Die besonnenen und gewissenhaften Frauen fordert er auf, von ihren „kurzsichtigen“ Schwestern abzurücken, sonst werden alle, die nicht wollen, dass „unser Volk am Feminismus erlahmt und verdirbt“, in heftigste Abwehrbewegung gegen die öffentliche Betätigung der Frauen überhaupt gedrängt. Professor Gruber spricht vom leidenschaftlichen Drängen der Frauen nach wirtschaftlicher Selbständigkeit, Erwerb und Beruf, was „rassenhygienisch deshalb so verderblich ist“, weil „die physische und psychische Kraft der Frau nicht ausreicht, neben der Erwerbs- und Berufsarbeit auch noch die ungeheure Last der Mutterschaft als Gebärerin, Ernährerin und Erzieherin ihrer Kinder zu tragen“. Wohl wahr, die Last ist schwer, sie ist aber nicht erst heute schwer geworden. Die grosse Mehrheit der Frauen hat diese dreifache Last fast immer zu tragen gehabt. In aller Bescheidenheit erlauben wir uns, Herrn Professor Gruber auf die Arbeit eines seiner Leipziger Kollegen, des Herrn Professors Karl Bücher, über die Frauenfrage im Mittelalter hinzuweisen. Uns dünkt, dass das Los der Frauen in jenen früheren Jahrhunderten um nichts leichter gewesen ist, als es den Millionen Frauen des Proletariats heute beschieden ist. Aber freilich, Herr Professor Gruber wendet sich ja nicht so sehr gegen die industrielle Arbeit der Frauen, sondern gegen die geistige. Zitiert er doch Adele Gerhard und Helene Simons Buch: „Mutterschaft und geistige Arbeit“, um den physischen und psychischen Konflikt zwischen geistiger Arbeit und Mutterpflichten nachzuweisen. Herr Professor Gruber führt gegen die geistige Arbeit der Frauen an, dass ihre Tätigkeit auf geistigem Gebiete bisher unfruchtbar geblieben ist. Keine selbständigen Schöpferinnen, keine Erfinderinnen habe sie hervorgebracht. „Wenn man alles streicht, was Frauen geistig geleistet, wird kaum eine Lücke bleiben“. Wir wollen dem

nicht widersprechen, nur sehen wir darin keinen Grund, gegen die geistige Betätigung der Frauen aufzutreten. Wir stellen aber die Gegenfrage: Wie viel Männer unter den Millionen, die immer das Recht hatten, ihren Geist zu entfalten, haben Schöpferisches geleistet? Sind nicht auch sie geistige Durchschnittsarbeiter, die die Wege wandeln, die einzelne überragende Geister gebahnt haben? Erst wenn die Frauen in so grosser Zahl, mit der gleichen Selbstverständlichkeit durch einen eben so langen Zeitraum an dem geistigen Leben Anteil haben werden, wie die Männer, kann man ein Urteil über ihre geistige Leistungsfähigkeit abgeben. Wenn der Herr Professor über die geistigen Leistungen der Frauen so geringschätzig urteilt, wie steht es mit ihren Leistungen auf dem Gebiet der manuellen Arbeit? Denn was Herr Professor Gruber will, lässt sich ja nicht dadurch erreichen, dass die Frauen aus den geistigen Berufen gedrängt werden. Wenn der ganze Mittelstand, dessen Töchter da hauptsächlich in Betracht kommen, alle seine Mädchen „wie die jungen Kühe und Stuten auf die Weiden führen würde“, wir fürchten, auf die Zahl der Geburten würde die Wirkung kaum bemerkbar sein. Erstens hängt die Unlust häufig zu gebären nicht mit der Berufstätigkeit so zusammen wie Professor Gruber das annimmt, zweitens existiert in den gut-situierten Kreisen auch dann eine Abneigung gegen eine grosse Kinderzahl, wenn der Geist der Frauen ganz „rein und unberührt“ von jeder frauenrechtlerischen Infi-zierung geblieben ist. Warum haben denn — von Frankreich gar nicht zu reden — auch so viele Bauern nur zwei, oder gar nur ein Kind? Wir bestreiten nicht, dass die Zahl der Frauen, die sich dagegen auflehnt, Jahr um Jahr ihre Zeit zwischen Schwangerschaft und Wochenbett dahin zu leben, nebenbei zu arbeiten wie ein Vieh, im Hause, auf dem Felde oder in der Werkstätte, grösser wird. Aber kann das ein Einsichtiger als Entartung bezeichnen? Gerade die Liebe zu den Kindern ist es, die viele Frauen un-lustig macht, noch weitere Kinder zu gebären, selbst physisch total zu entkräften und die materielle Existenzmöglichkeit immer tiefer herabzudrücken.

Man rede uns doch nicht von den Schäden, die die Frauenbewegung an der Fortpflanzung verursacht. Die Frauen, die wirklich tätigen Anteil an der Bewegung für die ökonomische, soziale und politische Gleichstellung der Frauen nehmen, sind gegen-über der Masse gleichgültiger, in den alten Traditionen lebender, eine so geringe An-zahl, dass sie einem Tropfen auf einem heissen Stein gleichen. Leider! Sagen wir. Aus-schlaggebend für das Problem, das Herr Professor Gruber besprochen, sind die Ar-beiterinnen. Ihre Fruchtbarkeit geht zurück, aber nicht weil sie die Zahl der Ge-burten aus irgendwelchen frauenrechtlerischen Gründen nicht mehr auf sich nehmen wollen, sie geht zurück, weil der Körper der arbeitenden Frau durch den langen Aufent-halt in ungesunder Atmosphäre, durch zu langes und intensives Arbeiten und durch Unterernährung die Gebärfähigkeit verliert. Der Abortus vor allem, auch der in den allerersten Wochen spielt eine grosse Rolle in Arbeiterinnenkreisen. Der Abortus, von dem kaum eine Statistik erzählt, weil er, um nicht im Erwerb zu schädigen und auch aus anderen Gründen, verheimlicht wird. Die Arbeiterin, die einen verheim-lichten Abortus durchgemacht, geht nach wenigen Tagen wieder arbeiten. Leuchtet es da nicht ein, dass der so misshandelte Körper zu weiteren Geburten — oder doch zu normalen — unfähig wird? Die Motive dazu sind aber nicht in dem Streben nach den „Problemen des Mannes“ zu suchen, sondern in den wirtschaftlichen Verhältnissen. Herr Professor Gruber spricht von dem „leidenschaftlichen Drängen“ der Frauen nach wirtschaft-licher Selbständigkeit. Was bleibt den Ledigen, den Witwen und jenen Frauen, die kranke oder liederliche Männer haben, anders übrig als Erwerb und Beruf? Dass aber die Be-rufarbeit nicht immer dem leidenschaftlichen Drängen der Frau zuzuschreiben ist, mag Herr Professor Gruber dort studieren, wo die Textilbarone ihren Sitz haben. Wo der Unternehmer dem männlichen Arbeiter sagt: „Bringen Sie auch Ihre Frau, sonst kann ich Sie nicht brauchen!“

Herr Professor Gruber! Nicht von den paar Tausend Frauen, für die Mittelschulen errichtet werden, nicht von den Aerztinnen und Juristinnen hängt es ab, wie die Bevöl-kerung sich vermehrt, sondern von den vielen Millionen, die nur allzuoft lieber Gattin und Mutter sein würden, von der heutigen Gesellschaft aber um dieses Glück in jedem Falle betrogen werden. Betrogen, wenn sie gebären, weil sie die Kinder weder

pflegen noch erziehen können, da sie sonst hungern müssten; und betrogen, wenn durch den ungenügenden gesetzlichen Schutz in den Fabriken der Organismus zerstört und gebärfähig gemacht wird. Was die Fabrikatmosphäre nicht ganz zuwege bringt, wird durch die mangelhafte Ernährung, durch das ungesunde Wohnen, durch die ungenügende Ruhe vervollständigt. So begrüßen wir im Gegensatz zu Herrn Professor Gruber die „Mächte des Umsturzes“. Denn nur durch einen Umsturz hoffen wir auf eine so gründliche Wandlung, dass das Weib Mutter sein können, ohne dass es gleich den Stuten „auf der Weide“ wird. Arbeiterschutz, Wöchnerinnen- und Säuglingsschutz, ausreichende Löhne, billige Lebensmittel, gesunde Wohnungen werden auch die erwerbstätige Frau physisch so kräftigen, dass sie wieder gebärfähig wird. Auch ihre heute nur zu begreifliche Angst vor dem „Kindersegen“ wird dadurch vermindert werden. Aber niemals kann den Frauen als einzige Pflicht und Aufgabe das Kindergebären zugewiesen werden. Es kann auch nicht der einzige Zweck der Vereinigung von Mann und Frau sein, wenigstens nicht der gewollte. Es hat zu allen Zeiten und in allen Ständen Frauen gegeben, die ohne in dem Besitz von Bildung und geistigen Aspirationen zu sein, nicht Mutter sein wollten. Das Streben der Frauen nach Gleichstellung mit dem Manne hat damit gar nichts zu tun. Gibt es doch in allen Ländern Frauen, die mit glühendster Begeisterung für die geistige Entwicklung, für die wirtschaftliche Unabhängigkeit und für die politische Gleichberechtigung der Frauen kämpfen und dabei eine Schar blühender Kinder zur Welt bringen, mit Sorgfalt pflegen und erziehen. Das sind die geborenen Mütter; dass sie nebenbei auch hochstrebenden Geistes sind, macht sie nicht minderwertig. Herr Professor Gruber will den Mädchen die Berufstätigkeit freigeben, aber nur als Helferinnen des Mannes, bis zum Beginn der Ehe. Das aber ist ein Teil des Fluches, der heute auf der Frauenarbeit lastet, dass die meisten Mädchen die Berufsarbeit noch immer als Uebergangsstadium ansehen und sich daher mit geringem Lohn zufrieden geben. Die meisten von ihnen würden gern die Berufsarbeit mit den Gattinnen- und Mutterpflichten vertauschen, sie werden aber nur Gattinnen, wenn sie geneigt sind, auch Arbeiterinnen zu bleiben. Das hat nichts mit Emanzipationsbestrebungen zu tun, sondern mit der harten Wirklichkeit, dass vom Verdienst des Mannes eine Familie nicht leben kann. Wenn aber das in die Ehe tretende Mädchen aus der Fabrik scheidet, verbessert sich damit vom rassenhygienischen Standpunkt aus ihre Lage? Wenn das junge Weib daheim bei der Nähmaschine sitzt oder bei sonst einer Heimarbeit, wenn sie dann schwangeren Leibes die Maschine tritt, ohne Arbeiterschutz, ohne Maximalarbeitszeit, wirkt das auf die Gebärfähigkeit weniger degenerierend als, sagen wir, die Beschäftigung mit der medizinischen oder juristischen Wissenschaft, mit den schönen Künsten? Wenn Herr Professor Gruber aber auf die nach der Statistik der Leipziger Ortskrankenkasse geringe Anzahl der Wochenbetten bei Verkäuferinnen und Comptoiristinnen verweist, so hat das nicht, wie er meint, seine Ursache in der Gebärnlust der berufstätigen Frau, sondern einzig in dem Umstand, dass Mädchen oder Frauen dieser Berufe ihre Stelle verlieren, wenn sie so „unanständig und schamlos“ sind, ihren „natürlichen“ Beruf erfüllen zu wollen. Hier, Herr Professor Gruber, muss das Reformwerk beginnen; hier soll die Kritik aller einsetzen, in deren Köpfen nicht nur die oberen Zehntausend, sondern auch die unteren Millionen existieren.

---

---

## Josef Gruber (Linz): Wandlungen in der oberösterreichischen Landwirtschaft

Oberösterreich wird nicht selten das Bauernland der Monarchie genannt. Soweit sich diese Bezeichnung auf die Bodenverteilung zwischen Klein-, Mittel- und Grossbesitz bezieht, ist sie auch nicht mit Unrecht gewählt, denn trotz der weitestgehenden Unterschiede in den einzelnen Besitzgrössen ist im Gegensatz zu den anderen Kronländern für Oberösterreich der Mittelbesitz charakteristisch.

Aus den Angaben der Betriebszählung vom Jahre 1902 erfahren wir, dass in den nachstehenden Agrarländern unter je 1000 Betrieben in den Grössenklassen

	bis 2	2 bis 5	5 bis 20	20 bis 100
	H e k t a r			
in Oberösterreich . . . . .	315	179	312	190
„ Niederösterreich . . . . .	385	179	311	119
„ Böhmen . . . . .	450	250	228	65
„ Mähren . . . . .	507	227	219	44

Betriebe gezählt werden.

Während also in Böhmen mehr als zwei Drittel, in Mähren fast drei Viertel aller Betriebe in der Gruppe der Zwerg- und Kleinbetriebe rangieren, umfassen in Oberösterreich die Betriebsklassen von 5 Hektar aufwärts 50 Prozent der Gesamtfläche des Landes.

Auch bezüglich des Rechtsgrundes der Bodenbenützung liegen die Dinge in Oberösterreich anders als in den vorgenannten Ländern. Der übergrosse Teil des Bodens ist Eigentum der Bauern und Häusler, und der Besitz der toten Hand und des Grossadels ist, soweit wenigstens die landwirtschaftliche Fläche in Betracht kommt, seit altersher nur spärlich vertreten.

Daher sind landwirtschaftliche Pachtbetriebe verhältnismässig viel seltener anzutreffen als in den Kronländern mit seinerzeitiger Fronwirtschaft.

Man zählt auf je 100 Betriebe:

	solche ohne	mit Pachtland
in Böhmen . . . . .	50	50
„ Mähren . . . . .	48	51
„ Niederösterreich . . . . .	61	38
„ Oberösterreich . . . . .	90	10

Selbst in der Verteilung der Kulturen nimmt Oberösterreich eine abweichende Stellung ein.

Wir entnehmen nämlich aus nachfolgender Uebersicht, nach welcher von je 100 Hektar produktiver Bodenfläche

	auf Aecker	Wiesen und Gärten	Weiden
in Oberösterreich . . . . .	38	22	2·5
„ Niederösterreich . . . . .	45	13·5	3·5
„ Böhmen . . . . .	52	11·5	5·0
„ Mähren . . . . .	56·5	8·5	5·5

entfallen, dass man in Oberösterreich neben dem Getreidebau mit Rücksicht auf den bedeutenden Viehstand der natürlichen Futterproduktion grössere Flächen als anderswo zuweist.

Das sind nun Verhältnisse, die auf eine strengbäuerliche Betriebsform schliessen lassen würden, und doch ist heute die Wirtschaft des oberösterreichischen Bauers wesentlich anders als in den Zeiten des Vormärz.

Die Umwälzungen, welche die Volkswirtschaft in den letzten 100 Jahren erfahren hat, sind auch an der Landwirtschaft nicht spurlos vorübergegangen. Wenn man auch in Oberösterreich im allgemeinen von einer rein kapitalistischen Bewirtschaftung des

Bodens noch weit entfernt ist, so steckt das Land doch nicht mehr so tief in der Naturalwirtschaft, als es für den ersten Augenblick erscheint. Der oberösterreichische Bauer ist heute schon in einem sehr hohen Grade Produzent für den Markt.

Das rasche Anwachsen der nichtagrarischen Bevölkerung im vorigen Jahrhundert, das Verschwinden der letzten Reste von Naturalwirtschaft aus den Städten und grösseren Marktflecken ist nicht ohne Einfluss auf die Produktionsrichtung der bäuerlichen Betriebe geblieben, da bei dem anfangs noch unentwickelten Verkehr diese Orte bezüglich ihrer Approvisionierung auf die heimischen Produzenten angewiesen waren.

Diesen erhöhten Ansprüchen des Lebensmittelmarktes konnte aber bei der durchgängig noch in Anwendung stehenden alten Dreifelderwirtschaft, die ein volles Drittel des Ackerlandes brachliegen lässt, nicht entsprochen werden. Solange für die Fütterung des Viehstandes nur der geringe Ertrag der vernachlässigten Wiesen und die Beweidung des Brachlandes, der Stoppelfelder und der Hutungen zur Verfügung stand, konnte an eine Erhöhung des Viehstandes nicht geschritten werden, anderseits musste ein bedeutender Teil der Getreideernte verfüttert werden. Die alte Dreifelderwirtschaft musste daher verlassen und in immer grösserem Umfang an die Bebauung des Brachfeldes mit futterliefernden Früchten geschritten werden. Insbesondere fand der Anbau von Klee, Kartoffeln und Futterrüben auf dem Brachland rasche Verbreitung, so dass bereits 1875 beispielsweise die mit Klee bestellte Fläche schon  $13\frac{1}{2}$  Prozent des gesamten Ackerlandes betrug. Vollständig brachliegendes Ackerland ist in den günstigen Teilen des Landes eine Seltenheit und das Gesamtareal der „schwarzen“ Brache beträgt kaum mehr als 8 Prozent der Ackerfläche.

Nun waren auch die Voraussetzungen gegeben, einen grösseren Teil der Getreideernte auf den Markt zu bringen und den Viehstand zu vergrössern. Zwar hatte man auch unter der Herrschaft der alten Dreifelderwirtschaft, wie es der mehr auf Eigenproduktion gerichtete Betrieb verlangte, einen nicht unbedeutenden Viehstand gehalten, aber die Tierhaltung galt mehr als notwendiges Uebel, um sich den notwendigsten Dünger zu verschaffen, weniger als Träger einer gewinnbringenden Wirtschaft. Das wird nun anders, seitdem die Geldwirtschaft, insbesondere nach der Ablösung der Grundrechte auch in den bäuerlichen Betrieben einzusetzen beginnt. Nicht nur dass der Bauer jetzt von der blossen Tierhaltung zu einer geregelten Viehwirtschaft übergeht, die Richtung der Produktion ändert sich auch in den anderen Zweigen seines Betriebes. Das Streben nach höherem Gewinn beherrscht seine Tätigkeit so, dass mehr auf den Reinertrag als auf den Rohertrag gesehen wird.

Dieser Umstand und das Eindringen industrieller Produkte in die bäuerliche Wirtschaft veranlassen den Bauer, die Pflege gewisser für die Eigenproduktion unentbehrlicher Kulturen wenigstens für den Selbstverbrauch aufzulassen, wie es bei Lein und Hanf der Fall ist, und sich auf Körnerbau und Viehwirtschaft zu spezialisieren.

Vor allem zeigt sich eine verblüffende Zunahme des Viehstandes.

Man zählte in den Jahren:

	1850	1869	1890	1900
Pferde . . . . .	41.971	52.579	60.404	63.374
Rinder . . . . .	332.118	475.519	553.074	588.569
Schweine . . . . .	65.200	182.512	247.902	281.507
Schafe . . . . .	116.542	125.594	63.310	47.674

Bringen wir diese Zahlen zur Bevölkerung in Beziehung, so erhalten wir ein geradezu überraschendes Resultat.

Auf je 100 Bewohner entfallen:

	in Oberösterreich				in ganz Oesterreich
	1850	1869	1890	1900	1900
Pferde . . . . .	56	70	77	76	66
Rinder . . . . .	439	650	703	726	364
Schweine . . . . .	80	250	316	348	179
Schafe . . . . .	154	172	81	59	100

Die Zunahme des Rinder- und Schweinebestandes ist nicht nur derjenigen der Bevölkerung erheblich vorausgeeilt, sondern an sich eine exorbitante, denn die Steigerung der Rinderzahl beträgt für diesen Zeitraum 77 Prozent, diejenige der Schweinezahl sogar 330 Prozent. Hingegen hat die Zahl der Schafe bedeutend abgenommen, nachdem es bei dem Umstand, dass mit der Bebauung des Brachlandes sich gleichzeitig die Sommerstallfütterung einbürgerte, vorteilhafter erschien, die durch die überseeische Konkurrenz unrentabler werdende Schafhaltung einzuschränken und mit Benützung des nunmehr reichlich zur Verfügung stehenden Düngers das Weideland in sich besser verwertendes Futterland (Wiese und Aecker) umzuwandeln.

Tatsächlich nahm besonders im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts das Weideland gewaltig ab, ungefähr in demselben Verhältnis, wie sich das Areal der Wiesen vergrösserte, denn von der gesamten produktiven Fläche des Landes entfielen auf:

	Aecker	Wiesen und Gärten H e k t a r	Weiden
1875 . . . .	415.451	214.020	59.288
1900 . . . .	421.306	245.793	29.914

Noch auffälliger als in der Vermehrung der Wiesen und Futterflächen kommt die bessere Düngewirtschaft in der Steigerung der Ernteerträge zum Ausdruck.

Die Durchschnittsernten ergaben in den Perioden:

	1875 bis 1879	1880 bis 1889	1899 bis 1908
	H e k t o l i t e r		
für Weizen . . . .	738.761	826.168	884.000
„ Roggen . . . .	1,377.267	1,679.386	1,854.000
„ Gerste . . . .	722.153	824.836	913.000
„ Hafer . . . .	1,579.111	1,856.324	2,278.000

Auf den Ertrag per Hektar umgerechnet ergeben diese Zahlen folgendes Bild, und zwar für die Perioden:

	1875 bis 1879	1880 bis 1889	1899 bis 1908
	H e k t o l i t e r		
für Weizen . . . .	14·6	16·09	17·5
„ Roggen . . . .	14·7	17·65	19·8
„ Gerste . . . .	17·2	19·4	20·7
„ Hafer . . . .	20·3	23·5	27·2

In dieser gesteigerten Erntergiebigkeit ist neben der durch Jahrhunderte eingelebten Starrheit in der Verteilung der Kulturen, nach welcher auch im verbesserten Dreifeldersystem noch immer rund zwei Drittel der Ackerfläche dem Körnerbau zugewiesen sind, der Grund zu suchen, weshalb die Wirkung der überseeischen Konkurrenz auf den Getreidepreis zu keiner Einschränkung der mit Körnerfrüchten bestellten Flächen führte. Die Anbaufläche für Gerste und Hafer, deren Preise weniger vom Weltmarkt beeinflusst werden, ist sogar gestiegen, die Anbaufläche für Weizen und Roggen im grossen und ganzen unverändert geblieben.

So betrug zum Beispiel die Anbaufläche im Durchschnitt:

	1870 bis 1876	1899 bis 1908
	H e k t a r	
für Weizen . . . .	50.335	50.192
„ Roggen . . . .	93.670	93.193
„ Gerste . . . .	41.974	44.255
„ Hafer . . . .	77.808	83.525

Weit fühlbarer äusserte sich die Wirkung der Konkurrenz der grossen Getreidehändler durch die Umwälzung auf dem Gebiet der Müllerei.

Abgesehen von den Aenderungen in den technischen Einrichtungen — der alte Steinmahlgang wird mehr und mehr vom Walzenstuhlssystem verdrängt — ist es hauptsächlich die Einführung des Dampfbetriebes, die zuerst in den getreidereicheren Ländern den Grossbetrieb hervorruft.



Diese „Mehlfabriken“, welche durch Ersparung an Betriebskraft und durch die infolge der technisch vollkommeneren Einrichtung bedingte höhere Mehlausbeute in der Lage sind, ein billigeres und gleichzeitig besseres Mahlprodukt zu liefern, erobern immer grössere Absatzgebiete.

Das hat zunächst zur Folge, dass man in den grösseren Landorten mit der alten Gewohnheit bricht, das Brotgetreide direkt beim Bauer zu kaufen und es beim Müller der nächsten Umgebung vermahlen zu lassen; man zieht es vor, das billigere und backfähigere Mehl beim Händler zu kaufen. Selbst der Bauer erscheint sehr bald als Käufer von Mahlprodukten und Verkäufer von Getreide. Damit sind aber die Voraussetzungen für das Bestehen der über das Land verstreuten Lohnmühlen gefallen und es tritt nun tatsächlich eine rasche Verminderung derselben ein, wie dies aus der Tatsache, dass man 1875 in Oberösterreich noch 2254 Mühlen zählte, während die Betriebszählung von 1902 nur mehr 1712 solcher Betriebe aufführt, deutlich hervorgeht.

Andererseits sind aber unter dem Zwange der Verhältnisse nicht wenige Betriebe zur Handmüllerei übergegangen, die nun, um sich, der umfangreicheren Jahreserzeugung entsprechend, die rechtzeitige Erwerbung grösserer Getreidemengen zu sichern, nach und nach den Getreideankauf beim Bauer aufgeben und sich der Vermittlung des Zwischenhandels bedienen müssen.

In demselben Verhältnis aber verliert auch der Bauer den direkten Abnehmer und ist nun unter diesen Verhältnissen selbst auch auf den Zwischenhandel angewiesen, durch die Schwankungen der Marktpreise stark in Mitleidenschaft gezogen.

Will er die günstigsten Verkaufssituationen voll ausnützen, muss er den Ausdrusch seiner Ernte beschleunigen, anstatt denselben bis ins Frühjahr hinaus zu verzetteln. In diesem Umstand und in der bedeutenden Verbilligung des Maschinendrusches ist nun auch die Ursache für die überraschend schnelle Verbreitung der Dreschmaschine zu suchen. Erst im Jahre 1865 wurde in Oberösterreich die erste Dreschmaschine in Verwendung genommen und 1902 zählte man bereits rund 16.000 Betriebe, die ihr Getreide mit der Maschine dreschen.

Von nicht geringerem Umfang, wenn auch in anderen Ursachen begründet, sind die Veränderungen, die sich in der Viehhaltung zeigen. Schon seit der Einführung der Sommerstallfütterung, insbesondere in den Gebieten, die in der Nähe grösserer Orte und Lebensmittelmärkte liegen, und später mit der fortschreitenden Verkehrsentwicklung auch in solchen Landesteilen, denen Bahnlinien den direkten Absatz von Milch und Milchprodukten ermöglichte, widmete man der Milchwirtschaft grössere Aufmerksamkeit.

Aber erst als seit der Einführung der Milchzentrifuge das alte, nur für kleine und geringwertige Quantitäten geeignete Verfahren, die Milch durch Abstellenlassen in „Häfen“ abzurahmen, verlassen werden konnte, nimmt nun auch dieser Zweig der Landwirtschaft eine ungeahnte Entwicklung. Nach den Angaben der landwirtschaftlichen Betriebszählung von 1902 stehen heute von den 8674 Zentrifugen, die in ganz Oesterreich gezählt wurden, in Oberösterreich allein 2567, also rund ein Drittel in Verwendung.

Die gewaltige Steigerung der Butterproduktion, die sich in diesen Zahlen äussert, musste notwendigerweise zur genossenschaftlichen Organisation des Butterverkaufes führen und in weiterer Folge ebenso rasch den Uebergang zur genossenschaftlichen Butterproduktion mit sich bringen.

Es entstehen zahlreiche Molkereigenossenschaften, die nun mit einem geschulten Personal und unter Verwendung der modernsten Einrichtungen bei verhältnismässig geringeren Kosten ein hochwertiges Produkt erzeugen.

In jüngster Zeit ist man noch einen Schritt weitergegangen, indem sich eine Anzahl solcher Molkereien nach dem Muster anderer Länder zu einer Zentralverkaufsgenossenschaft (in Schärding am Inn) vereinigte.

In dieser Zentralgenossenschaft, welcher 15 Molkereigenossenschaften mit rund 2000 Genossenschaftern angeschlossen sind, wurden im Jahre 1908 allein 11,829.654 Kilogramm Milch zu 434.227 Kilogramm Butter verarbeitet.

Ueber die staunenswert rasche Entwicklung dieser Zentralverkaufsgenossenschaft geben nachfolgende Zahlen Aufschluss:

Geschäftsjahr	Verkaufte Butter Kilogramm	Erlös in Kronen	Preis Spesen eines Kilogramms durchschnittlich in Hellern	
1900 . . . . .	79.053	162.854	206.—	21·10
1901 . . . . .	173.359	380.537	319·50	21·90
1902 . . . . .	265.474	588.822	221·80	20·80
1903 . . . . .	343.966	763.014	222·10	19·90
1904 . . . . .	319.457	757.902	237·30	18·10
1905 . . . . .	294.146	723.022	245·80	13·30
1906 . . . . .	322.216	806.345	250·30	14.—
1907 . . . . .	367.503	941.023	256.—	14·02
1908 . . . . .	415.762	1,102.570	265·10	14·66

Diese Zentralgenossenschaft hat seit 1905 auch die genossenschaftliche Eierverwertung in ihren Betrieb aufgenommen.

Im Jahre 1908 wurden durch sie aus 19 Eierverwertungsgenossenschaften, denen rund 1300 Wirtschaften angegliedert waren, 3,430.259 Stück Eier dem Markte zugeführt und damit ein Gesamterlös von K 210.308·33 erzielt.

Aus folgender Uebersicht kann man entnehmen, welche grosse Fortschritte auch auf diesem Gebiete der genossenschaftliche Verkauf gemacht hat.

Geschäftsjahr	Verkaufte Eier Stück	Erlös in Kronen	Durchschnitts- Preis Spesen für ein Ei in Hellern	
1905 . . . . .	128.662	8.434·65	6·557	0·428
1906 . . . . .	2,227.028	128.946·55	5·790	0·522
1907 . . . . .	2,760.969	164.939·10	5·974	0·540
1908 . . . . .	3,430.259	210.308·33	6·131	0·524

Die Stetigkeit, mit der die Einnahmen aus dieser Art der Viehhaltung fließen, bieten für den Bauer Anreiz genug, in der Verwertung der Milchprodukte bis an die äusserste Grenze zu gehen.

Dies erreicht er einerseits durch die Verwendung der nun täglich zur Verfügung stehenden Magermilch zu einer intensiveren Schweineaufzucht und Schweinemast, wodurch ihm die Möglichkeit gegeben ist, die Milch- und Butterspeisen durch öftere Fleischkost zu ersetzen, so Milch und Butter dem Konsum im eigenen Haushalte zu entziehen und dem Markte zuzuführen.

Andererseits kann er seine Futtermittel durch Einstellung einer grösseren Anzahl von Milchvieh nutzbringender verwerten, als es bei der viel mehr Sorgfalt und Kapital erheischenden Aufzucht der Fall ist.

Tatsächlich geht die Selbstaufzucht des nötigen Milchviehes beim Bauer des Flachlandes, der sich dasselbe lieber durch Ankauf hochtragender oder frischmelkender Tiere beschafft, immer mehr zurück. Leider beobachten wir auch in den alpinen Gebieten des Landes einen starken Rückgang in der Aufzucht des Rindes, was mit der Schaffung der grossen Jagdgebiete in Zusammenhang gebracht werden muss.

Nur an einem Beispiel soll die verheerende Wirkung der Verhältnisse gezeigt werden.

In der Gemeinde Steyrling (Bezirk Kirchdorf) „besitzt ein Ausländer eine Jagdherrschaft, welche sich derselbe grösstenteils auf den Trümmern alter Bauerngüter errichtet hat“.

1865 zählte man in dieser Gemeinde 153 bewohnte Häuser, davon wurden durch diesen Jagdherrn 36 teils demoliert, teils in Wohnhäuser für das Jagdpersonal umgewandelt und von den 15 Hochalmen dieser Gemeinde, auf denen mindestens 500 Stück Rindvieh aufgetrieben wurden, wird keine mehr benützt.

Die zu den Häusern gehörigen Kulturgründe wurden aufgeforstet.

Unter solchen Verhältnissen darf es nicht wundernehmen, wenn sich die Wirtschaften immer mehr auf die Haltung des Nutzviehes beschränken und sich nicht einmal mehr mit der Anmästung altmelkender Tiere befassen, sondern dieselben sofort dem Verkaufe zuführen, um ehestens Platz für neues Milchvieh zu gewinnen.

Es ist wohl selbstverständlich, dass die tiefgreifenden Veränderungen, welche die oberösterreichische Landwirtschaft sowohl nach Richtung als auch nach der Intensität der Produktion erfahren hat, nicht ohne Einfluss auf die Lage der landwirtschaftlichen Arbeiter bleiben konnten.

Vor allem zeigt sich, dass die Zunahme der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung mit der Steigerung der Produktion nicht Schritt hält, sondern zurückgeht.

Nach der Volkszählung von 1869 wird die in der Landwirtschaft berufstätige Bevölkerung noch mit 301.500 Personen angegeben, während nach der Berufszählung von 1900 — auch die im Nebenerwerb landwirtschaftlich Tätigen eingerechnet — nur mehr 294.513 erscheinen.

Diese auffällige Erscheinung hat in folgenden Umständen ihre Begründung.

Die oberösterreichische Landwirtschaft beschäftigt als bäuerlicher Mittelbetrieb mehr als in anderen Ländern stabiles Dienstpersonal — neben den mithelfenden Familienmitgliedern vorwiegend landwirtschaftliches Gesinde — und nur in den Hauptarbeitszeiten auch noch Tagelöhner und hie und da Wanderarbeiter.

Die Tagelöhner sind entweder kleine Grundbesitzer, die ihre überschüssige Arbeitszeit dem grösseren Landwirte zur Verfügung stellen, oder sogenannte Inwohner — meistens ehemalige Dienstboten — die beim Bauer als Entgelt für die ihnen zur Verfügung gestellte Wohnung zur Zeit der Ernte und der Heumahd arbeiten, sonst aber sich als Hilfsarbeiter und Handwerker ihr Brot verdienen.

Das Gesinde rekrutiert sich aus dem Nachwuchs der Kleinbauern, Häusler und Inwohner, da bei dem in Oberösterreich durchwegs herrschenden Hofsystem dasselbe fast ausschliesslich ledigen Standes ist und sein Nachwuchs für die Deckung des Abganges an Arbeitskräften nicht in Frage kommt.

Ein Vergleich der Zahl der Berufstätigen mit der Anzahl der entsprechenden Angehörigen in den Schichten der Selbständigen, Arbeiter und Tagelöhner lässt dies deutlich erkennen, denn auf die Schichte der

	Selbständigen	Tagelöhner	Arbeiter
entfallen Berufstätige . . . . .	60.030	26.195	103.332
„ Angehörige . . . . .	91.227	24.590	10.030

Es liegt wohl auf der Hand, dass bei solchen Verhältnissen die Beschaffung des notwendigen Arbeitspersonales immer schwieriger werden musste und dass der heute schon bestehende Mangel an verfügbaren Arbeitskräften nur durch eine stetig zunehmende Ueberlastung des vorhandenen Personals und durch eine ungebührliche Ausdehnung der Arbeitszeit wettgemacht werden konnte.

Schon ein ganz oberflächlicher Vergleich der Ergebnisse der heutigen Körnerernte mit solchen aus früherer Zeit, insbesondere wenn man diese Zahlen zur landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung in Beziehung bringt, bestätigt diese Behauptung.

Die Durchschnittsernten der vier Hauptgetreidearten ergaben nämlich in der Periode

1875—1879	4,417.000 Hektoliter oder auf den Kopf der berufstätigen Bevölkerung	14,6 Hektoliter
1899—1908	5,929.000 „ „ „ „ „ „ „ „	20,0 „

Die Arbeitssteigerung, die in diesen Ziffern zum Ausdruck kommt, ist an sich schon eine ungewöhnlich hohe, dazu kommt aber noch die nicht minder hohe Vermehrung der Arbeitsleistung, die in der ganz ausserordentlichen Zunahme der Viehhaltung, in der reichlicheren Düngung der Kulturen, in der sorgfältigeren Pflege der Wiesen und in der intensiveren Bearbeitung und Bebauung des Brachfeldes begründet ist.

Zudem wird aber die Landwirtschaft immer ausschliesslicher — soweit wenigstens der Ackerbau in Frage kommt — Saisonbetrieb, da heute die hauptsächlichsten Arbeiten in einer Sommerperiode von zirka 8 Monaten erledigt werden.

Schon allein durch die Vornahme des Drusches mittels der Maschine im unmittelbaren Anschluss an die Ernte ist die Winterarbeit ausserordentlich eingeschränkt und dadurch den früher so zahlreichen Tagelöhnern jede Arbeitsgelegenheit im Winter genommen.

Tatsächlich besteht in Oberösterreich die vielbeklagte, in ihren Ursachen aber total verkannte Landflucht eigentlich nur in der Abwanderung dieser Schichte landwirtschaftlicher Arbeiter nach den geschlossenen Orten.

Die Volkszählung von 1869 führt unter der landwirtschaftlichen Bevölkerung noch 54.000 Tagelöhner an, die Berufszählung von 1900 kennt jedoch nur mehr 27.000.

Die Grösse dieses Bevölkerungsverlustes wird sofort verständlich, wenn wir uns die arbeitsparende Leistung der Dreschmaschine vor Augen führen.

Nehmen wir nur an, dass in den zirka 12.000 mit der Dampfdreschmaschine arbeitenden Betrieben durchschnittlich 2 Tage mit einer Leistung von je 100 Meterzentnern Körnerertrag gedroschen wird, so ersetzt diese Maschinenarbeit, die Tagesleistung eines Handdreschers mit 1·2 Meterzentnern angenommen, eine Arbeit, die sonst von 22.000 Handdreschern in einer Arbeitsperiode von 4 Monaten (90 Arbeitstage) geleistet werden musste.

Nun bleibt es aber nicht bei dieser Freisetzung von Arbeitskräften. Dadurch, dass nun so vielen Tagelöhnern, die zum Unterschied vom stabilen Dienstpersonal verheiratet sind, durch das Aufhören der Winterarbeit der Boden für ihre Existenz auf dem flachen Lande entzogen ist, verlieren auch die älteren Dienstboten jede Aussicht auf Gründung eines eigenen Hausstandes. Damit ist für die älteren Dienstboten ein weiteres Motiv gegeben, die ständige Arbeitsgelegenheit versprechende Stadt aufzusuchen.

Und so sehen wir denn, dass aus diesem Grunde, zum Teil aber auch durch immer weitere Kreise von Landwirten erfassende kapitalistische Auffassung, gerade die grösseren Betriebe mit unverhältnismässig viel jungen Leuten arbeiten, denn schon heute zählen unter je 1000 Berufstätigen die Arbeiter unter 16 Jahren in der Grössenklasse

bis 2	2 bis 5	5 bis 20	20 bis 100
H e k t a r			
22	52	137	125

Nicht zuletzt auch der Umstand, dass bei dem die heutige Wirtschaft beherrschenden Streben, alles zu Geld zu machen, die Kost nicht nur einförmiger, sondern durch die Verwendung minderwertiger, vom Verkaufe zurückgehaltener Materialien, wenn nicht gar von Surrogaten auch weniger schmackhaft wird, ist die Ursache, dass auch schon in den Reihen des jüngeren Dienstpersonals die Abwanderung beginnt, und zwar in um so höherem Grade, je rücksichtsloser der Bauer bei Einbruch des Winters einen Teil des Gesindes ausstellt und je weniger die im Herbst vom Militär zurückkehrenden landwirtschaftlichen Arbeiter Aussicht haben, vor dem Frühjahr einen Dienstplatz zu finden.

Aller Voraussicht nach müssen diese Verhältnisse eine wesentliche Veränderung erfahren, nicht aber wie es der grosse Teil der Landwirte hofft, durch Beschränkung in der Freizügigkeit der ländlichen Jugend unter 18 Jahren, sondern durch Anpassung der veralteten, aus der Zeit der sich selbst genügenden Naturalwirtschaft übernommenen Arbeitsverfassung an die heutige geldwirtschaftliche Betriebsweise. Auch das flache Land wird früher, als man es meinen könnte, seine Arbeiterfrage haben.

## Wilhelm Hausenstein (München): Auguste Rodin

„Il n'a pas pu collaborer à la cathédrale absente.“ „Ihm fehlte der Dom, an dem er hätte mitschaffen können.“ Das tiefe Wort des französischen Malers Eugène Carrière umschliesst die ganze künstlerische und soziale Problematik, die der erhabene Name Rodins uns bedeutet. Was besagt jenes Wort? Es will verstehen lassen, dass die Kunst dieses ganz Ausserordentlichen ein Gipfelpunkt des gesellschaftlichen und damit des ästhetischen Individualismus sei. Rodin ist ein Einziger und sein Werk sein Eigentum. Seine Künstlerschaft ruht ganz exemplarisch in sich selber. Er fand keine sozialästhetische Ueberlieferung vor, an der er hätte fortarbeiten können; er sah sich nie in der — von ihm beneideten — Lage mittelalterlicher Meister, die, wenn sie ans Werk gingen, jenen consensus omnium, jene gesellschaftlich-künstlerische Uebereinkunft aller antrafen, die man mit dem Worte Stil bezeichnet, jene Uebereinkunft, vor der sie sich bei aller individuellen Geistesmacht mit der demütigen Selbstverständlichkeit anonymer, dem Kollektiven dienenden Handwerker beugten. Als Rodin an die Bildhauerei herantrat, da war sie wie alle Kunst des Zeitalters anarchisch in originelle und unoriginelle, in persönlichste und historisch-romantische Stilsplitterchen zerfahren — ihr fehlte der Geist der mit sich selber einigen Masse. Kaum dass sich in dem krausen Chaos etwas wie eine Oberstimme erkennen liess — wenn nicht François Rude, der den grossen Triumphbogen zu Paris mit leidenschaftlichen Skulpturen schmückte, nicht Antoine Barye, der geniale Meister bewegter Tiermonumente, nicht Jean-Baptiste Carpeaux, der Schöpfer jener malerisch glänzenden, malerisch lebendigen Tänzergruppe an der grossen Oper, einem kühnen, eigenwilligen, temperamentvollen Realismus den Weg gebahnt hätten. Aber auch diese drei Kräftigen machten noch kein künstlerisches Zeitalter widerspruchsfreien Gepräges. Und wie Rodin keine feste, breite, von granitnem sozialen Unterbau getragene bildhauerische Tradition vorfand, so fand er auch kein Publikum, keine kunstfähige Gesellschaft. Die Gesellschaft, mit der er zu rechnen hatte, war die kapitalistische Bourgeoisie mit ihren Regierungen, war ein sozialer Organismus, der wie kein zweiter der Weltgeschichte im Angesicht der Kunst, ein jämmerlicher Banause, versagt hat. Die kapitalistische Bourgeoisie ist die unkünstlerische, die unkultivierte Klasse par excellence. Der Ton liegt auf Klasse. Die einzelnen bedeuten hier nichts; der Künstler braucht — und je bedeutender er ist, desto sicherer — das Ganze, die Menge. Nicht der gebildete Privatgeschmack des Individuums schafft Zeitstil, sondern nur der solidarische Geschmack einer organisierten Vielheit. Sie baut die Dome. Das Dritte verstand sich wie das Erste aus dem Zweiten von selber: Rodin fand nie eine sozial motivierte monumentale Aufgabe. „Ihm fehlte der Dom, an dem er hätte mitschaffen können.“ Erhellte sich der Sinn dieses tiefsten Wortes, das je ein am gleichen Elend leidender Geist über Rodin gesagt hat? Noch mag dieser Sinn vielleicht dunkel sein. Wir wollen versuchen, ihn von der Seite aus zu erfassen, von der man ihm am bequemsten beikommen könnte: von der Seite aus, auf der die Lebensgeschichte dieses Künstlers und seines Werkes geschrieben steht.

Rodin kam am 4. November 1840 zur Welt. Die Eltern gaben den jungen Pariser alsbald in eine kleine Pension nach Beauvais. In dieser greisen Stadt, die noch merklich an die Gezeiten römischer Weltherrschaft anknüpft und, versonnene nordfranzösische Bischofsresidenz, eine prächtige Kathedrale umkränzt, verlebte Rodin die ersten, kindlich nachdenklichen Jahre. Seine früheste Passion war das Verlangen, Redner zu werden. Während die Schulkameraden die Pausen benützten, um ins Freie zu stürmen, pflegte Rodin das Katheder zu besteigen und flammende Worte über eine Menge hinzuschleudern, die sein phantasievoll formendes Auge ihm suggerierte. Redner werden — es war der rechte Plan eines jungen Franzosen, der zu künftiger Bedeutung ausgewählt ist, war der rechte Ehrgeiz eines Menschen, dessen Kunstwerk so viel oratorisches Feuer haben sollte. Wenn Jaurès redet, dann gewinnt seine an Rodin gemahnende gedrungene Gestalt statuarische Wucht; und seine Rede baut mit Tönen. Wenn Rodin meisselt, dann bricht ein mitteilendes Pathos hervor, das einem naiv-kunstvollen Redner, einem formenreichen und zugleich elementaren Dichter gehört. Rodin beneidet

die Dichter; er stellt sie über sich und seine „schwerfällige“ Kunst. Schwerfälligkeit — es ist Wahrheit in dem Wort. Zunächst in einem äusseren Sinn. Wie lange dauert es nicht, bis Rodin sich frei äussern konnte! Bis die Hände, die Umstände erzogen waren! Mit vierzehn Jahren kam Rodin aus der Pension, wo ihn Fremdheit umgeben hatte, zu den Eltern nach Paris zurück, aber nicht um das Glück familiären Daseins voll zu geniessen, sondern um sofort in den Pariser Arbeitskampf einzutreten. Er kam in eine Zeichenschule; dort lernte er auch modellieren. Es war eine Anstalt, die kunstgewerbliche Arbeiter vorbildete. In der Freizeit genoss Rodin der Lehre Baryes, der im zoologischen Garten nach den Tieren zeichnen liess, und auch der mächtig herströmenden Anregungen, die von den Antiken des Louvre und den gefesselten Sklaven Michelangelos ausgingen. Materielle Not zwang den jungen Menschen bald, Geld zu machen. Er trat bei einem Dekorateur als Gehilfe ein und tat die Arbeit eines schlichten Kunsthandwerkers. Daneben fand er Zeit zu selbständig-heimlicher künstlerischer Produktion: 1864 schickte er der Salonjury die Büste eines Mannes mit gebrochener Nase ein. Das ist ein Werk von erschütternder Kraft; es erinnert irgendwie an die Rhapsodenbüste aus dem Altertum, die man den Homer nennt. Die Jury wies das Werk zurück, da sie im engen Bezirk ihrer angenehmen Mittelmässigkeit keinerlei Massstäbe fand, die es erlaubten, das unerhörte Novum einer bildhauerisch interpretierten gebrochenen Nase künstlerisch interessant zu nennen. Rodin fühlte zum erstenmal, dass er, ein Kind seiner Zeit, um seiner persönlichen Genialität willen doch ausserhalb seiner Zeit stand. Ist es nicht das Schicksal dieses liberalen Zeitalters, dass es Persönlichkeiten zeugt, die zwar durch die Bedingungen ihres Daseins mit ihrem Säkulum verbunden bleiben, aber dennoch durch die zentrifugale Bewegungstendenz des zeitgenössischen Persönlichkeitsbegriffs aus dem eigenen Zeitalter ausgestossen sind?

Rodin liess sich nicht entmutigen. Er war einer der wenigen, die an den Missverständnissen der Zeitgenossen gross werden. Er war sogar bescheiden genug, die Zurückweisung ernst zu nehmen und auch aus ihr Antriebe zu übermenschlicher Anstrengung zu holen. Er hatte freilich keine Zeit und kein Geld, seiner uneingeschränkten Selbstentwicklung zu leben. Sechs Jahre lang verdiente er sein Brot als Modelleur in der Porzellanmanufaktur zu Sèvres. Rodin und Porzellan, Rodin und Biskuit — er musste unter der Ironie dieses Schicksals durch, ein junger Gigant unter dem Torbogen eines Lilliputanerhauses. Die Modelle, die Rodin in Sèvres machte, wurden vor einigen Jahren unter den Scherben der Fabrik wiedergefunden: man hatte sie zeitig zum Unbrauchbaren geworfen. Ein Beweis mehr für die beharrliche Grösse des jungen Künstlers. Er hätte damals süsse Bagatellen des achtzehnten Jahrhunderts lesen sollen; statt dessen las er Flavius Josephus, Dante, Pascal, Rousseau, Baudelaire.

Nach dem Kriege ging er nach Brüssel; als Bildhauergehilfe, als einfacher Steinmetz, arbeitete er am Neubau der Börse und an Privatgebäuden, natürlich vollkommen in die Vorschriften der Bauherren eingespannt. Seine Lieblingstätigkeit war damals eifriges Landschaftszeichnen im Bois de Cambre und in der weiteren Umgebung Brüssels. Zweimal brachte er die Mittel auf, um zu reisen: 1875 besuchte er Italien, 1877 eine Reihe französischer Städte. Nach der italienischen Reise entstand noch zu Brüssel, mit klassischen Erinnerungen gesättigt, der Entwurf zu Rodins zweiter grosser Arbeit, zu jener Jünglingsstatue, die unter den Namen des „Erwachens“, des „ehernen Zeitalters“, des „Mannes der ersten Zeiten“ bekannt ist. Man stelle sich vor: dreizehn Jahre des Verzichts auf künstlerische Aeusserungen grosser Art! Und nun kam dieses Werk, das die Summe der Erfahrungen dieser dreizehn namenlos geduldigen Jahre enthielt. Eine Arbeit von unbegreiflich geläutertem Realismus anatomischer Wahrheit, von wunderbar antiker Mässigung des Bewegten, von einer ergreifenden Diskretion des Aufbaues, von einer unsäglich edlen Ruhe und Zartheit der Oberflächenbehandlung. Was geschah dem kostbaren Werk? Als Rodin die Arbeit der Salonjury einsandte, erklärte sie ihn für einen strafwürdigen Gauner, der einfach an einem lebenden Modell einen Gipsabguss abgenommen habe und nun frech genug sei, diesen Abguss als ein Werk frei bildender Hände anzubieten. Die schamlose Dummheit dieser Anschuldigung wurde durch einige so hervorragende als anständige Künstler rasch und entschieden zurückgewiesen und der Staat selber kompromittierte nun die sehr offizielle Salonjury, indem er die Bronze für

das Luxembourgmuseum ankaufte. Allein der Riss zwischen Rodin und den Kommandeuren der Zeitkunst war da\*.

Es sollte so bald nicht besser werden. 1880 nahm Rodin an einem Wettbewerb teil, der einen Entwurf für ein Monument der Nationalverteidigung forderte: Rodins Entwurf kam nicht einmal in die engere Auswahl, die dreissig Entwürfe zählte. Anderes. Die guten Bürger der Stadt Nancy hatten den aner kennenswerten Ehrgeiz, ihrem Landsmann Claude Lorrain, dem feinen Landschaftler des siebzehnten Jahrhunderts, ein Denkmal zu setzen — wie ja Magistrate manchenmal die Verpflichtung fühlen, für verstorbene Kunstmaler etwas zu tun. Merkwürdigerweise erhielt ein Lebender den Auftrag. Aber die Bürger besannen sich rasch, fanden den Entwurf Rodins nicht lobenswert, pflegten jahrelange Pourparlers und stellten das Denkmal erst auf, als Rodin gegen seine ausgesprochene Künstlermeinung am Sockel sehr wesentliche, sehr schädigende Veränderungen angebracht hatte. Von den Quiriten der Stadt Calais erhielt Rodin den Auftrag, eine glorreiche Episode der Stadtgeschichte zu verewigen. Nach der Chronik des altfranzösischen Historikers Froissart wurde Calais im Lauf des vierzehnten Jahrhunderts vom englischen König Eduard III. belagert. Die Stadt ergab sich nicht, wurde aber schliesslich durch Hunger doch gezwungen, die Gnade des Belagerers zu suchen. Eduard versprach die Gnade für den Fall, dass sechs Bürger der Stadt freiwillig im Hemde, den Strick um den Hals, die Schlüssel ins englische Lager brächten und dort wortlos erdulden würden, was der König verfüge. Die sechs fanden sich, darunter nach Froissart die reichsten Männer; im englischen Lager retteten ihnen die Bitten der hochschwangeren Königin das Leben. Soweit der Geschichtschreiber. Rodin fasste den Augenblick, in dem die sechs, nur mit dem Hemd bekleidet, den Strick um den Hals, sich zum fürchterlichen Aufbruch rüsten. So entstand jene überwältigende Monumentalgruppe, die unter dem Namen der „Bürger von Calais“ bekannt ist. Rodin wollte die Gruppe auf einen ganz niedrigen, schmucklosen Sockel stellen, um sie bei aller Distanzierung doch dem Leben und Treiben der modernen Stadt möglichst zu nähern; allein dieser schlichte Vorschlag entsprach nicht den erhabenen Konzeptionen der heutigen „Bourgeois de Calais“. Rodin machte einen anderen Vorschlag: man solle einen zwei Stockwerke hohen Turm bauen und dies am Meere und die Gruppe hinaufstellen. Auch dieser Vorschlag wurde verworfen — man wollte doch ein Objekt, das man bezahlte, zentraler placieren. Die Herren erzwangen mit jener empörenden Idiotie, die in solchen Fällen die Situation zu beherrschen pflegt, einen hohen Sockel am Hauptplatz und umgaben das Monument zum besseren Schutze gegen die bösen Buben und andere Polizeiwidrigkeiten mit einem abwehrenden Eisengitter\*\*. Ist es in der Tat nicht wichtiger, dass ein Monument seinen kaufmännischen Neuwert behalte, als dass es künstlerisch wirke? Rodin, der ruhige, stille Mann, kann noch heute in Wut geraten, wenn er an diesen Sockel und dieses Gitter denkt. Allein das Beste steht noch aus. In Paris existiert ein teilweise arg problematischer Schriftstellerverein, der sich „Société des Gens de Lettres“ nennt und neben einigen hervorragenden Personen eine trübe Majorität von Feuilletonisten nach dem Geschmack der unbeeirrbarsten Gartenlaubeleser versammelt. Diese Gesellschaft beschloss, der Stadt Paris ein Denkmal des Romanciers Balzac zu schenken; Rodin erhielt bedingungslosen Auftrag. Diese Noblesse, die offenbar künstlerische Vollmacht gab, verführte Rodin dazu, noch eine Erfahrung zu riskieren. Er war alsbald mit aller Energie am Werk. Rodin arbeitet langsam; seine Früchte sind wie Früchte der Natur, die ihres Frühlings, ihres Sommers und ihres Herbstes bedürfen. Man drängte ihn unverschämt. Er gab nicht nach. Er las seinen ganzen Balzac wieder, lief an alle Stätten, die Balzac in Paris berührt hatte, besuchte sogar Tours, die herrliche Heimat des Dichters, und die sonnige Umgebung des Ortes, die der Dichter so oft beschrieb. Rodin schuf, da ihm das Originalmodell, der Dichter selber, fehlte, sieben grosse Aktfiguren, um für das Haupt des toten

\* Abbildungen der Werke Rodins finden sich in der Monographie Otto Grautoffs (Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing, 3 Mk.), in dem Rodinbuch Rainer Maria Rilkes (Marquardts von Muther herausgegebene Kollektion „Die Kunst“, 3 Mk.), in Gustave Kahns Rodinheft (deutsche Ausgabe von „l'Art et le Beau“, zurückgesetzt 3 Mk.).

\*\* Eine Wiederholung des Monuments fiel den Besuchern des internationalen Sozialistenkongresses in Kopenhagen wohl auf.

Titanen den Sockel zu erhalten. Dies Haupt selber kannte er nur aus schlechten und mittelmässigen Bildnissen und aus der Beschreibung, die Lamartine davon gegeben hat:

„Er hatte das Antlitz eines Elements, einen dicken Schädel, Haare, die in Strähnen auf seinen Kragen und seine Backen fielen — als eine Mähne, die kein Meissel zu hauen vermag, Augen wie Flammen, einen kolossalen Körper, denn er war dick, korpulent, vierschrötig an der Basis und an den Schultern, hatte viel von der rassigen Schwere Mirabeaus, und hatte dennoch keine Last an sich, weil er so viel Seele besass, dass sie das ganze Gewicht mit Leichtigkeit trug.“

Im Geiste dieser Zeilen bildete Rodin den Riesenschädel und den definitiven Akt, dem er die Dominikanerkutte verlieh, die Balzac bei der Arbeit zu tragen geliebt hatte — und nun stand der Dichter da: ein Prometheus, der den Jupitern aller Himmel sein irdisches Schöpfergefühl entgegenstemmt, ein Rebell bis hin zur Groteske, alles in allem ein Mensch, der viel vom Schicksal Rodins sinnenfällig macht und es ungestümer symbolisiert als Rodin, dieser Mann von altmodischer Zurückhaltung, von sich selber unmittelbar je etwas gestanden haben würde. Dieser ungeheure Gehalt an menschlichem, an allgemeinem, symbolischem Leben mochte sich mit der Forderung, die der zahlende Kunde im Sonntagsanzug für ein gutes Silberstück an den Hofphotographen richten darf, mit der Forderung der sprechenden Aehnlichkeit recht schlecht vertragen: die Herren von der Société waren wenigstens sehr empört, als sie Monsieur Balzac gar nicht erkannten, wie man einen Herrn erkennt, dem man auf dem Boulevard begegnet. Und obwohl die Statue bedingungslos in Auftrag gegeben war, besass der Ausschuss der guten Gesellschaft doch die Stirn, das Monument — elf Stimmen gegen vier — abzulehnen. Rodin schwieg und behielt sein Gipsmodell im Hause.

Aber während Rodin schwieg, wurde sein Name zum Kriegsruf. Herr Henri Rochefort, der Unvermeidliche, der jeden Tag das Ei des nur scheinbar bösen Mannes in dem Gehege des Intransigeant niederlegte, durfte nicht fehlen: er brachte einen fabelhaft ordinären rückwärtsradikalen Artikel gegen den Meister, dessen Rochefortbüste dem famosen Directeur politique zu dauerhafter Unsterblichkeit verhelfen wird als alle Artikel können, die der publizistische Priapus gemacht hat. Aber Arsène Alexandre, Anatole France, Geoffroy, Kahn, Maeterlinck, Léon Maillard, Mallarmé, Mauclair, Mirbeau — das ganze jüngere Frankreich trat, soweit es Bedeutung hatte, für Rodin ein: durch Schrift, durch Wort, auf jegliche Weise. Alsbald begannen auch, durch diese einzelnen angeregt, die vielen Rodin zu bewundern, die den einzelnen zu folgen pflegen, wie die Chöre den Protagonisten. 1900 konnte Rodin der Ausstellung die offizielle Teilnahme weigern; er baute einen Privatpavillon und stellte seine Werke dort mit einem Erfolg aus, der auch den ernsthaftesten Gegner solid lächerlich machte. Rodin war 60 Jahre alt. Nun endlich kam der Ruhm breitwogend daher. Aufträge aus aller Welt. Reichtum. Eine prächtige Sammlung von Altertümern der Plastik. Ein prächtig gelegenes Wohnhaus auf der Höhe von Meudon, von der man wie ein Herrgott auf die goldene Kuppel des Invalidendoms, auf die ragende Filigranspitze des Eiffelturms, auf die rosigweissen Steine von Sacré-Coeur, auf die dunkleren Stumpftürme von Notre-Dame, auf alle die Zinnen, die sich aus dem bläulichen Dunst der Stadt erheben, und auf das metallisch weissglühende Band der Seine hinunterblickt. Rodin hatte nicht immer gut gelebt. Damals, als er in der engen altparisierischen Rue des Grands-Augustins eine lichtlose Wohnung bewohnte, hatte er die freie Luft nur am Ende jener langen Wanderungen begrüssen dürfen, die ihn und die vortreffliche Frau vor eines der Tore von Paris führten — am Feierabend führten, wenn schon die Dämmerung einbrach; denn damals reichte das Geld nicht für exzentrische Verschwendungen wie Omnibusfahrten.

In gesicherter Ruhe — wenn je äussere Dinge diesem Künstler, soweit sie ihn überhaupt zum freien Schaffen gelangen liessen, die künstlerische Ruhe hätten rauben können — schuf Rodin nun jenes Monument, das seinen Namen wohl am weitesten getragen hat: den Denker. In gesicherter Ruhe? Nicht so ganz — wir müssen sie vielleicht noch heute, am 70. Geburtstag des Meisters, für sein weiteres Leben wünschen. Fanden sich nicht Lümmel, die das gewaltige Werk mit Beilieben schändeten, als es vor wenigen Jahren im Gipsguss zur Probe vor dem Pantheon stand? Heute steht das grösste plastische Werk unserer Zeit in schwerer Bronze vor dem Tempel, in dem die



Franzosen ihre Grossen bestatten — und wir hoffen, dass es in den Jahrhunderten unentweiht bleibe: dies Muskulatur gewordene Denken, diese Hirn gewordene Körperlichkeit, dies Sinnbild künftiger Kultur, in der, wie im alten Hellas, der Denker den Leib, der Körper den Gedanken ehren wird.

Vom Leben Rodins liesse sich noch viel erzählen — zumal von seiner reizend altfränkischen Güte und Lebenseinfachheit. Aber diese kurze Betrachtung darf uns nicht zu weit von der Hauptfrage ablenken — und sie lautet allemal: Was ist Rodin als Künstler?

Die Frage kann an dieser Stelle leider nur kurz und abstrakt beantwortet werden. Vielleicht verstehen wir das Problem am ehesten aus seinem Widerspiel. Dies Widerspiel ist die Kunst und die Theorie des Münchener Bildhauers Adolf Hildebrand, des anderen Grossen unserer Zeit. Was will dieser Meister? Er fordert für das Werk des Bildhauers vor allem den bestimmtesten architektonischen Platz — den „Dom“. Für ihn hat wie für den Meister des Mediceergrabes, Michelangelo, die Skulptur nur Recht und Sinn als Teil eines grossen architektonischen Ganzen. Aus dieser Forderung ergibt sich eine zweite: Hildebrand fordert von jeder Plastik, auch von der freien Rundskulptur, das Arrangement des Reliefs. Eine dritte Forderung hängt mit diesen beiden zusammen. Wo die Plastik so stark in einen architektonischen Zusammenhang hineingehört, ist sie notwendig in jedem Sinn massvoll, beruhigt, von äusserster konstruktiver Uebersichtlichkeit, ein Werk der gemessensten Statik. Rodin ist in jedem Betracht das Gegenteil. Er nimmt die Plastik als eine vollkommen selbständige Domäne — muss sie so nehmen, denn „ihm fehlte der Dom“, den ja auch Hildebrand nur fingiert, nicht wirklich besitzt. Rilke hat es gut gesagt:

„Während Rodin an der Börse von Brüssel beschäftigt war, mochte er fühlen, dass es keine Gebäude mehr gab, die die Werke der Skulptur um sich versammelten, wie es die Kathedralen getan hatten, diese grossen Magnete der Plastik einer vergangenen Zeit. Das Bildwerk war allein, wie das Bild allein war, das Staffeleibild; aber es bedurfte ja auch keiner Wand wie dieses. Es brauchte nicht einmal ein Dach. Es war ein Ding, das für sich allein bestehen konnte, und es war gut, ihm ganz das Wesen eines Dinges zu geben, um das man herumgehen und das man von vielen Seiten betrachten konnte.... Diese Dinge können nirgends hin. Wer wagt es, sie bei sich aufzunehmen? Sie stehen im Raume. Was gehen sie uns an?... Und doch, wo immer Menschliches ganz gross wird, da verlangt es darnach, sein Gesicht zu verbergen im Schosse allgemeiner, namenloser Grösse....“

Aus begriffener oder geahnter sozialästhetischer Zeitnotwendigkeit wird Rodin so der wahre Klassiker der extrem individualisierten, der heimatlosen, frei in den unendlichen Raum gestellten Einzelplastik. Und er spricht zu Judith Cladel sein Bekenntnis — ein Bekenntnis, das immer die Epoche des ästhetischen Individualismus charakterisieren wird:

„Man könnte sagen, dass jede Form eine Kugel mit Transformationen ist. Aber jedes Profil verschiebt diese Kugel. Man muss also, um sie zu konstruieren, sich fortgesetzt um sie herumbewegen.... Durch Profile in die Tiefe arbeiten und nicht auf den Oberflächen.... Sehen Sie den Unterschied. Wenn ich die Hand flach auf diesen Stein lege, so haben wir das alte, flache, akzentlose Basrelief. Wenn ich es aber so mache — und er stützte die Hand mit dem Gelenk auf den Sockel und spreizte die Finger in die Luft hinauf —, so erscheint die Hand in ihrer Raumgrösse....“

Schärfer konnte der Meister sein Programm nicht formulieren, schärfer nicht den Widerspruch gegen Hildebrand, der die zweidimensionale Ruhe des Reliefs liebt und ablehnend vom „Quälenden des Kubischen“, das ist vom Beunruhigenden der individualistischen Rundplastik redet, von der Plastik ohne „Dom“. Und nicht bloss architekturlos will Rodins Werk vor uns erscheinen, sondern auch mit der konzentrierten Masslosigkeit alles Individualismus. Rodins Programm ist die Skulptur, die übertreibt. Immer wieder hebt er hervor, die Bildhauerei sei die Kunst der charakterisierenden Formenübertreibung, oder wie Rodin mit harmloser Brutalität gern sagt, die „Kunst der Löcher und der Buckel“. Dieser Drang ist absolut begreiflich: Der konsequente Künstler, dem der „Dom“ fehlt, muss das ganze Temperament in das einzelne Werkindividuum hinein-

treiben. Daher das Gefesselte, Geschnürte, Komprimierte, nach innen Gewandte und doch wieder heftig Ausladende, Projizierende, Explosive, die Grenzen des plastisch Möglichen schon Ueberschreitende seiner Werke.

Wer hat recht? Hildebrand oder Rodin? Man könnte auch fragen, ob die edelste Zivilisation oder das Naturereignis recht habe. Hildebrand hat fast zu viel Kultur, ist fast zu sehr gebildet. Allein auch Rodin ist nicht das Absolute. Meier-Graefe hat das erlösende Wort gesprochen: er ersehnt eine Verbindung beider Möglichkeiten. In der Tat, eine Vermählung beider Temperamente müsste etwas ergeben, das Michelangelo gleichkäme.

Rodin selber empfindet das ganz Losgebundene seiner Werke im tiefsten Grunde peinlich. Und darum begann er längst zu seinem plastischen Schaffen etwas wie sozialen Hintergrund, nämlich öffentliche Architektur zu ersinnen. Er schafft an einem Monument, das er den Turm der Arbeit nennt. Ist es Blasphemie, wenn man dem verehrten Meister gerade da, wo er die objektiv wahrste Tendenz verkörpert, nicht folgt? An dieser Stelle scheint Rodins fast masslose Kraft sich zu erschöpfen. Er ist so sehr der Meister der plastischen Einzelwerke, dass ihm die Augen des Geschmacks versagten, als er Architekt wurde und seinem Werke den „Dom“ erbauen wollte.

Und Meunier, der Dritte? Auch seiner Kunst fehlte das Massenhaus, dem sie sich hätte schenken können, dem sich jede Plastik schenken muss, will sie nicht an Selbstüberspannung tragisch leiden. Rodin ist vielleicht dynamisch noch grösser als Meunier; aber der hat eines voraus: der grosse Zeitstoff, der Arbeiter, gab dem Werk Meuniers einen besonderen Rhythmus, eine ideale Ordnung, hinter der schon etwas sichtbar wird wie der Dom der Zukunft, das Massenfeierhaus der kommenden Geschlechter. Meuniers Werk hat etwas vom neuen kollektiven Geist; es erscheint wie ein frühes Fragment der Kathedralen, die dieser Geist errichten wird.

Die Bilanz. Rodins Werk enthält eine tragische Klage. Dieser grandiose Geist, der den liberalen Legenden von dem tüchtigen Mann, der sich durchsetzt, noch das erstaunlichste Argument böte, lechzte trotz allem nach der Gemeinschaft und nach den Architekturen der Gemeinschaft, nach ihren Zukunftskathedralen. Die Zeit aber zwang ihn, das Wesen der Individualplastik zu entwickeln und den Zwiespalt zu formulieren, der in diesem Begriff liegt, den Zwiespalt, den Hildebrand als feiner, aristokratischer Nachempfänger der Renaissance und des Barock tadelnd aufzeigte, ohne ihn für die Allgemeinheit überwinden zu können. Rodin hatte von Haus aus Durst nach fester sozialästhetischer Konvention. Er fühlt ganz als demokratischer, ungenannter Handwerker. „Es gibt keinen ‚Geist‘ — es gibt nur Handwerk.“ Diese Einsicht aus Rodins Mund zu hören — das packt. Rodin meiselt das Monument des Kusses. Ist das aristokratische Idee? O nein — es handelt sich um nichts als um „erregte Naturformen“. Rodin ist so bescheiden, sich selber nur als erzfleissigen „Geometer“ zu betrachten.

Das ist nun unwahr. Rodin ist Auge und Hand — wohl; aber er ist auch Geist. Und mit der kontrapunktischen Tüchtigkeit Bachs verbindet er den symphonischen Rausch Beethovens, mit dem Apollon den Dionysos. Er merkt das nicht — denn er ist das eben ganz selber. Denkt er nicht, wenn er einen Entwurf skizziert, an irgend ein Wort Baudelaires? „Die Liebe ist tief wie das Grab.“ Oder was Baudelaire sonst gesagt haben mag. Aber dies Geistige fliesst bei Rodin unmittelbar — kaum dass es sich selber seiner bewusst wird, kaum dass es zur Selbständigkeit gelangt — in Hand und Auge über. Das ist es. Der Geist trennt sich bei ihm nie hochmütig vom Körper.

Der „Denker“ müsste in den ersten Dom kommen, den die befreite Menschheit der Zukunft ihrem Genius baut; die Statue müsste frei unter der hochgewölbten Kuppel stehen, die den Menschen drinnen die Helligkeit des Tages verkündet.

# Rundschau

## Die Revolution in Portugal

Wer die politische Umwälzung, die sich in Portugal vollzogen hat, verstehen will, muss die wirtschaftliche Struktur des kleinen Landes kennen. Von der Gesamtfläche Portugals sind nur etwa 40 Prozent bebaut: in keinem Lande Europas ausser in Norwegen liegt ein so grosser Teil des Landes brach wie in Portugal. Im Süden des Landes ist noch guter Weizenboden vorhanden; aber die dünn gesiedelte Bevölkerung vermag ihn nicht zu nutzen. Aber auch auf dem bebauten Lande wird die Wirtschaft extensiv betrieben. Es entfallen nur acht Stück Vieh auf einen Quadratkilometer und nur 16 Stück Vieh auf je 100 Einwohner. Obwohl der Weizen- und der Fleischverbrauch sehr gering sind, ist das Land nicht imstande, seinen eigenen Bedarf zu decken: in den Jahren 1899 bis 1909 wurden 7,640.000 Meterzentner Weizen eingeführt, etwa ein Drittel des Fleischbedarfes wurde durch Zufuhr aus dem Ausland gedeckt. Die hohen Zölle, die die Lebensmitteleinfuhr belasten, haben aber den Zweck, die Bebauung des noch brach liegenden Bodens zu fördern, nicht erreicht. Von 1868 bis 1904 ist die bebaute Fläche nur um 8 Prozent gestiegen. Nur der Weinbau ist schnell ausgedehnt worden. Aber diese Ausdehnung hat zur Ueberproduktion, zu erbitterten Konkurrenzkämpfen, zum Preissturz geführt. Der Diktator Franco hat daher durch ein Dekret die Anlegung neuer Weingärten verboten — eine Massregel, die in den durch die Weinkrise weniger betroffenen Teilen des Landes grosse Erbitterung hervorgerufen hat. So lebt das portugiesische Landvolk in furchtbarstem Elend, mit dem sich kulturelle Dürftigkeit paart. Die Hälfte der portugiesischen Bevölkerung besteht aus Analphabeten. Naive Religiosität und Aberglauben sind mit Neid gegen die reichen Orden sonderbar gemischt\*.

Die wirtschaftliche Rückständigkeit des Landes wird noch gesteigert durch die Misswirtschaft im Staatshaushalt. Die schweren inneren Wirren und die erfolglosen Kämpfe um die Erhaltung des überseeischen Kolonialbesitzes haben Portugal mit einer drückenden Staatsschuld belastet. Im Jahre 1892 musste Portugal bereits die Zinszahlung für einen Teil der Staatsschuld suspendieren. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, ist die Staatsschuld des armen Portugal

doppelt so hoch wie die des reichen England. Die Schuldzinsen fliessen in das Ausland ab. Die Mittel für die Verzinsung der Staatsschuld aufzubringen, hat der Staat die Bevölkerung mit überaus drückenden Steuern belastet.

In diesem Milieu gedeiht die Industrie nicht. Die Ersparnisse der Reichen des Landes werden in fremden Wertpapieren angelegt. Der Nachwuchs des Landvolkes wandert nach Brasilien aus. Portugal hat weder eine industrielle Bourgeoisie noch ein industrielles Proletariat.

Ein armes, kulturloses, politisch indifferentes Landvolk, keine industrielle Bourgeoisie und kein industrielles Proletariat — so wurde das Land konkurrierenden Gruppen von Beutepolitikern ausgeliefert, die nichts anderes als ihr eigenes Interesse vertraten. Eine dieser „Parteien“ nach der anderen riss die Staatsgewalt an sich, um den Staatsschatz zu plündern. Der portugiesische Staat hat es noch nicht einmal zu einem ordentlichen Verrechnungs- und Kontrollsystem gebracht\*. Den hohen Schutzzöllen entspricht ein ausgedehntes Schmuggelsystem, den hohen Steuern schamlose Korruption. Und während der Staat bankerott wird, die Steuern erhöht werden, die Volkswirtschaft stagniert, hadern die Berufspolitiker um die Beute. Die Dynastie aber sieht dem ruhig zu, wenn ihr nur die am Staatsruder sitzenden Parteien auch ihren Teil an der Beute gönnen. Aus dem Streite der Parteien geht schliesslich die Diktatur Francos hervor. Er versucht es, mit starker Hand Ordnung zu schaffen. Um sich aber seiner Feinde zu erwehren, stösst er das Parlament zur Seite, er suspendiert die Tätigkeit der Gemeindevertretungen, er ordnet schliesslich im November 1907 an, dass verdächtige Personen ohne ordentliches Gerichtsverfahren ausgewiesen oder in die Kolonien deportiert werden können. Dabei gewährt aber auch Franco, nur um seine Herrschaft zu behaupten, der Dynastie ihre Geschenke aus dem Staatsschatz. Die Unzufriedenheit mit diesem Regime der Gewalt führt schliesslich zur Ermordung des Königs Carlos im Februar 1908. Die Regierung, die nun eingesetzt wird, kompromittiert zunächst die Monarchie, indem sie die finanziellen Manipulationen der Staatsmänner der vergangenen Periode mit König Carlos veröffentlicht, und wird dann selbst kompromittiert durch den Zusammenbruch einer Bank, des Credito Predial. Es folgt nun ein antiklerikales Mini-

\* Republicanism and protection in Portugal. „The Economist“ vom 3. September 1910.

\* Vergleiche die Diskussion über die portugiesischen Finanzen im Jahrgang 1908 des Londoner „Economist“.

sterium, gegen das sich der Widerstand der Klerikalen erhebt. Die Furcht, dass das Land der klerikalen Reaktion wieder ausgeliefert werden könnte, beschleunigt die Revolution.

Die Opposition sammelt sich in der republikanischen Partei. Sie steht unter der Führung der Intellektuellen der Städte und findet in den antiklerikalen Freimaurerlogen ihren Rückhalt. Sie stellt die Opposition des städtischen Bürgertums gegen die Misswirtschaft im Staate dar. Sie ist republikanisch, weil die Monarchie durch die Finanzskandale kompromittiert ist; sie ist antiklerikal, weil in Portugal wie in Spanien die übergrosse Macht des Klerikalismus jede kulturelle Entwicklung furchtbar behindert hat; sie ist revolutionär, wie das Bürgertum überall revolutionär war, solange es keine proletarische Revolution zu fürchten hatte.

Allein zu schwach, gelangt die bürgerlich-republikanische Opposition durch das Bündnis mit der Armee zum Siege. In Portugal wie in Spanien ist es den Dynastien nie gelungen, die Armee zu ihrem willenlosen Werkzeug zu machen. In beiden Ländern war die Armee stets eine politische Macht, die entschied, welche Partei Herrin des Ministeriums sein sollte. Das Pronunziamiento eines Generals, der sich mit den Geheimgesellschaften, der „Junta“, des grossstädtischen Bürgertums verbündet, war im 19. Jahrhundert stets die Form spanischer und portugiesischer Revolutionen. So war es auch diesmal. Auch die Armee war unzufrieden mit der Misswirtschaft im Staatshaushalt, die ja auch die Entwicklung des Militarismus hemmte — die Reorganisation der Armee ist einer der ersten Programmpunkte der neuen Regierung! Die Militäraufstände in der Türkei und in Griechenland erinnerten auch die portugiesischen Offiziere an ihre eigene revolutionäre Tradition. So schlossen sie ihren Bund mit den Republikanern. . . . Durch das Bündnis der Armee mit revolutionären Geheimbünden erinnert die portugiesische Revolution mehr an die spanischen Revolutionen von 1820, 1854, 1868 als an die Freiheitskämpfe der anderen Völker.

In Portugal verbündet sich das Bürgertum mit der Armee, um die Königsgewalt zu stürzen. In den wirtschaftlich höher entwickelten Ländern stellt sich das Bürgertum unter den Schutz der Königsgewalt, damit sie mit ihrer Armee seine Profite schütze. In Portugal lebt eben noch kein revolutionäres Proletariat. Bürgerliche Revolutionen sind nur möglich, wo proletarische Revolutionen noch unmöglich sind — sie sind Symptome niedriger, nicht hoher Entwicklung des Kapitalismus. Der Abscheu unserer Bourgeoisie

vor der bürgerlichen Revolution in Portugal beweist nur ihre Furcht vor der proletarischen Revolution im eigenen Lande.

## Massregelung eines Marxisten

Franz Mehring hat vor wenigen Monaten geschrieben, die österreichische Arbeiterklasse besitze „den beneidenswerten Vorzug, über den qualitativ und quantitativ beträchtlichsten Nachwuchs an Marxisten zu gebieten“. Leider kann diesen Ruhm nur die deutsche Arbeiterklasse in Oesterreich in Anspruch nehmen. Die tschechische Sozialdemokratie ist in der Marxschen Schule noch nicht vertreten. Desto grösser war unsere Freude, als die neueren Arbeiten des Genossen Edmund Burian die Hoffnung erweckten, in ihm werde das tschechische Proletariat den Mann finden, der den wissenschaftlichen Sozialismus der tschechischen Arbeiterklasse vermählen werde. Seine „Sozialistischen Episteln“ (vergleiche „Der Kampf“, I., Seite 42) und sein Büchlein über die Nationalitätenfrage (vergleiche „Der Kampf“, III., Seite 480) ragen über das leider nicht sehr hohe Durchschnittsniveau der tschechischen Parteiliteratur beträchtlich empor; seine Abhandlungen über theoretische Probleme, die er in der „Akademie“ und in der „Rovnost“ veröffentlicht hat, haben uns bewiesen, dass endlich auch die tschechische Partei einen Mann gefunden hat, dem die Beschäftigung mit den kleinen Problemen des Alltags den Sinn für den Ausbau des wissenschaftlichen Sozialismus nicht ertötet hat. Wir haben in Burians Arbeiten nicht mehr als tüchtige Leistungen eines Anfängers erblickt; aber zu froher Hoffnung für die Zukunft haben sie uns ermutigt.

Aber Burian hat eine schwere Sünde gegen die Prager Parteileitung begangen: In seiner Broschüre über die Nationalitätenfrage hat er sich zu der Ueberzeugung bekannt, dass die Interessen der Arbeiterklasse Oesterreichs nur durch internationale zentralisierte Gewerkschaften verfochten werden können. Er gab dieser Ueberzeugung Ausdruck, ohne die separatistische Parteimehrheit anzugreifen; er forderte, dass durch Umgestaltung des inneren Aufbaues der Reichsgewerkschaften den tschechischen Arbeitern die Rückkehr in die internationalen Organisationen erleichtert werde. Aber milde in der Form, blieb er doch entschieden in der Sache. Das haben ihm die Machthaber in der tschechischen Sozialdemokratie nicht verziehen.

Burian war seit elf Jahren Redakteur der „Rovnost“ in Brünn. Da er der Forderung, er möge wider seine Ueberzeugung seine Feder in den Dienst der separatistischen Aktion stellen,

mutig Widerstand leistete, wurde er zunächst des Einflusses auf die Politik und die Schreibweise des Blattes beraubt. Wo Tusar regiert, muss ein Marxist natürlich schweigen. Aber noch blieb Burian ein unerwünschter Gast im Redaktionskörper des Brünner Blattes. Und da er dem freundschaftlichen Rat, um seine Entlassung zu bitten, nicht nachkam, ging die tschechische Landesparteivertretung endlich daran, sich des Mannes, der sich dem Stab des separatistischen Blattes so schlecht einfügte, zu entledigen. Burian wurde entlassen. Er verlässt die Redaktion des Parteiblattes, für das er elf Jahre lang gearbeitet hat. Für Marxisten ist in der tschechischen Parteipresse kein Raum. O. B.

## Die Ausgeschlossenen

Die grosse Debatte auf dem österreichischen Gewerkschaftskongress hat vor der ganzen Öffentlichkeit die furchtbare Erbitterung aufgedeckt, die einen grossen Teil der tschechischen Arbeiterschaft erfüllt. Die tschechische Sozialdemokratie hat Hass gesät und Hass geerntet. Hat schon der Kampf um die Gliederung der gewerkschaftlichen Organisation die tschechische Arbeiterschaft in zwei feindliche Lager geschieden, so haben die willkürlichen Ausschliessungen aus der tschechischen Partei den sachlichen Gegensatz zu persönlicher Feindschaft gesteigert. Die deutschen Genossen werden die erbitterte Stimmung der tschechischen Zentralisten begreifen, wenn sie erfahren, wer die Männer sind, die aus der tschechischen Partei ausgeschlossen wurden.

Von den Genossen, die die Kreisexekutive der tschechischen Sozialdemokratie in Brünn ausgeschlossen hat, ist der Genosse Jura in den weitesten Kreisen bekannt. Jura ist seit dem Jahre 1885 in der Brünner Organisation tätig. Aus der Organisation der Schneider hervorgegangen, ist er an der Wiege vieler gewerkschaftlicher und politischer Organisationen gestanden. Im Jahre 1890, als die erste Maifeier die österreichische Arbeiterschaft aufrüttelte, lernte er zum erstenmal die Justiz des Klassenstaates kennen. Seit dem Jahre 1892 ist er auch journalistisch tätig, zuerst als Mitarbeiter des tschechischen Fachblattes der Schneider, später auch als Mitarbeiter der „Rovnost“ und anderer Partei- und Gewerkschaftsblätter. Im Jahre 1893 wurde er Vertrauensmann der Gewerkschaftskommission. In demselben Jahre nahm er an dem Budweiser Parteitag teil, auf dem die tschechische Sozialdemokratie sich konstituierte. Seit dieser Zeit war er bis zu seiner Ausschluss Mitglied der tschechischen Reichs-

parteivertretung; auch der mährischen Landesparteivertretung der tschechischen Partei hat er angehört. Im Jahre 1897 wurde er Sekretär der mährischen Landesgewerkschaftskommission. Im Jahre 1899 war er an der Leitung des grossen Brünner Textilarbeiterstreiks beteiligt. Während des grossen Bergarbeiterstreiks im Jahre 1900 leitete er den Streik im Karwiner Revier. Während des Wahlrechtskampfes war er Referent bei vielen Versammlungen und Demonstrationen. So hat Jura die ganze Geschichte des tschechischen Proletariats miterlebt, an dem Aufbau seiner Organisation seit fünfundzwanzig Jahren an führender Stelle mitgearbeitet. Und dieser Mann wurde nun ohne schiedsgerichtliches Verfahren durch einfachen Beschluss einer Kreisexekutive aus der Partei ausgeschlossen!

Ebenso ist es dem Genossen Merta ergangen. Tischler von Beruf, ist Merta der Gründer der Brünner Organisation der Holzarbeiter. Er war Mitglied der mährischen Landesgewerkschaftskommission seit ihrer Gründung und ist heute ihr Obmann. Auch er hat an einigen tschechischen Fachblättern mitgearbeitet, insbesondere an den Fachblättern der Ziegelerbeiter und der Handels- und Transportarbeiter. Aber auch in der politischen Organisation ist er stets an führender Stelle gestanden. Er hat viele politische Organisationen gegründet und war bis zum April Sekretär der politischen Landesorganisation unserer tschechischen Genossen in Mähren und Mitglied der tschechischen Reichsparteivertretung. Auch er ist nun aus der Partei ausgeschlossen worden!

Aber auch die anderen Genossen, die die tschechische Partei aus ihren Reihen gewiesen hat, waren ausnahmslos Vertrauensmänner der gewerkschaftlichen, viele von ihnen auch Vertrauensmänner der politischen Organisation. Und zu den führenden Genossen kommt noch die Masse, die in den Brünner und Olmützer politischen Organisationen vereinigt war; diese Organisationen hat die tschechische Partei ohne schiedsgerichtliches Verfahren einfach für aufgelöst erklärt, wie etwa ein österreichischer Bezirkshauptmann eine Gemeindevertretung auflöst!

Jura, Merta, Veska und alle die anderen sind aus der tschechischen Partei ausgeschlossen. Vaněk, der Herausgeber des Inseratenblattes „Reklama“, das mit der Losung „Svůj k svému“ die Annoncen tschechischer Unternehmer sammelt, ist heute der Führer der tschechischen Sozialdemokratie in Mähren! Dürfen wir uns wundern, wenn die tschechischen Zentralisten von einer Erbitterung erfüllt sind, die den Friedensschluss furchtbar erschwert? O. B.

## Sozialismus und Antisemitismus.

Der russische Zarismus hat die Juden in Russland der Freizügigkeit beraubt und ihnen ein eng umgrenztes Gebiet als „Ansiedlungsrayon“ zugewiesen. Durch die Konzentration der Juden in einem engen Gebiete wurden die Konkurrenzkämpfe zwischen Juden und Slawen verschärft, die wirtschaftliche und kulturelle Angleichung der Juden an die slawische Umgebung wurde erschwert. Daher erstarkt einerseits der Antisemitismus, andererseits der jüdische Nationalismus im ganzen russischen Reiche. Innerhalb der polnischen Demokratie in Russisch-Polen vertritt Herr Niemojewski, der Herausgeber des Warschauer Freidenkerblattes „Mysł niepodległa“, die antisemitische Richtung: er kämpft für die Befreiung des polnischen Liberalismus und des polnischen Sozialismus vom „Einfluss des Judentums“. Seine Angriffe richtet er vor allem gegen die polnische Sozialdemokratie: sie habe — die Argumente der Nationalisten sind überall dieselben! — für die nationalen Ideale des polnischen Volkes kein Verständnis, weil sie „verjudet“ sei. Um diese nicht sehr originelle Behauptung zu stützen, beruft sich Herr Niemojewski auf — die österreichische Sozialdemokratie im allgemeinen und auf meine „Nationalitätenfrage“ im besonderen. Den bösen polnischen werden die braven österreichischen Sozialdemokraten als leuchtendes Beispiel vorgehalten.

Es ist nicht sehr verlockend, mit Herrn Niemojewski zu polemisieren. Herr Niemojewski spricht von der österreichischen Sozialdemokratie, obwohl er uns so wenig kennt, dass er offensichtlich Max Adler mit Viktor Adler verwechselt! Er spricht von meinem Buche; aber er gibt seinen Inhalt ganz unrichtig wieder. Trotzdem kann ich aus zwei Gründen nicht dazu schweigen, dass Herr Niemojewski meinen Namen missbraucht: einmal deshalb, weil zwischen mir und der Genossin Rosa Luxemburg, mit deren Schriften der polnische Freidenker mein Buch vergleicht, in der Tat Meinungsverschiedenheiten über einzelne Probleme des Sozialismus bestehen und ich daher fürchten muss, dass der Versuch eines bürgerlichen Politikers, mich gegen polnische Parteigenossen auszuspielen, mit einem Schein von Recht unternommen werden könnte; zweitens darum, weil dieselben Argumente, die Herr Niemojewski gebraucht, leider auch in der Polemik der „Polnischen Sozialistischen Partei“ gegen die „Sozialdemokratie des Königreichs Polen“ gebraucht werden und aus dieser Fraktionspolemik innerhalb des polnischen Sozialismus in Russland auch in die galizische Parteipresse eingedrungen sind.

In West- und Mitteleuropa sind die Juden in der Kapitalistenklasse sehr stark vertreten. Sehr oft steht hier dem arischen Arbeiter der jüdische Fabrikant, dem arischen Handwerker der jüdische Zwischenhändler, dem arischen Bauern der jüdische Wucherer gegenüber. Der Antisemitismus war hier nichts anderes als der erste naive Ausdruck des Antikapitalismus. Die Sozialdemokratie hatte hier nicht die Aufgabe, das jüdische Kapital gegen seine Gegner zu beschützen, sondern nur die, die Massen zu lehren, dass das jüdische Kapital bekämpft werden muss, nicht weil es jüdisch, sondern weil es Kapital ist. Schon Marx' „Judenfrage“ hat uns von dem liberalen Philosemitismus schroff geschieden. Eine „Judenschutztruppe“ ist die Sozialdemokratie nie gewesen. In West- und Mitteleuropa gibt es für sie keine andere „Judenfrage“ als die, wie wir möglichst schnell und möglichst wirksam an die Stelle des kleinbürgerlichen Kampfes gegen das jüdische Kapital den proletarischen Kampf gegen den Kapitalismus überhaupt stellen können.

Anders in Osteuropa. Dort lebt ein zahlreiches jüdisches Proletariat und ein jüdisches Kleinbürgertum, das sehr schnell proletarisiert wird. Die jüdische Volksmasse hat dort noch ihre eigene Sprache (den „Jargon“, eine mit slawischen und hebräischen Wörtern vermengte deutsche Mundart) und eigene Sitten. Dadurch wird die Vereinigung der jüdischen Proletarier mit ihren slawischen Klassengenossen zum gemeinsamen Klassenkampf sehr erschwert. Der Antisemitismus wirkt dort nicht als Antikapitalismus, sondern als Nationalismus, der die Arbeiter spaltet. Soll das Proletariat der osteuropäischen Nationen zum gemeinsamen Klassenkampf vereinigt werden, dann muss der Antisemitismus, der die jüdischen Proletarier abstösst, ebenso bekämpft werden wie der jüdische Nationalismus, der sie von ihren slawischen Brüdern trennen will. Darum halte ich es für gefährlich, wenn die inneren Kämpfe innerhalb des Sozialismus in Russisch-Polen auch noch durch eine antisemitelnde Phraseologie vergiftet werden, die einerseits das polnische Proletariat mit Misstrauen gegen die jüdischen Arbeiter erfüllen, andererseits die jüdischen Arbeiter selbst dem jüdischen Nationalismus in die Arme treiben muss. In Galizien ist diese Gefahr eben jetzt doppelt zu fürchten, da die nationalistischen Tendenzen in der jüdischen wie in der ruthenischen Intelligenz an dem tschechischen Separatismus ein verlockendes Beispiel finden. Unsere polnischen Genossen in Galizien wissen sehr wohl, wie sehr die Spaltung der Arbeiter in dem industriearmen Lande der Arbeiterbewegung schaden würde.

Es ist nicht mein Wunsch und nicht meine Aufgabe, mich in den polnischen Parteistreit einzumengen. Aber ich verwahre mich dagegen, dass

mein Name für Tendenzen missbraucht wird, die ich für schädlich halte. Die Ehre, Herrn Niemojewskis Eideshelfer zu sein, beanspruche ich nicht.

Otto Bauer.

## Bücherschau

### Frauenliteratur

Was Frauen erdulden. Berichte aus dem Leben von Star. Mit einem Geleitwort von Dr. Alice Salomon und mit einer Umschlagzeichnung von Käthe Kollwitz. Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg. Preis 1 Mk. Auf 98 Seiten lernt der Leser zwölf Frauenschicksale kennen, von denen fast jedes einzelne erschütternd wirkt. Auf nicht mehr wie drei bis sieben Seiten liest man Dinge, die mit ihrer einfachen, natürlichen Sprache aufregen und im Banne halten. Die ganze Skala menschlichen Elends offenbart sich in diesen Frauenschicksalen.

Den Alkohol und die Syphilis lernen wir in ihren verheerendsten Wirkungen kennen. Eine Arbeiterfrau nimmt das Kind einer feinen unehelichen Mutter zur Brust, der elegante Vater zahlt monatlich 30 Mk., nach vier Monaten aber ist der Körper der Arbeiterfrau von Syphilis durchseucht. Tragisch ist es, wie dies der Ehemann vom Arzt erfährt und nun ganz gebrochen ist, weil er meint, dass sein geliebtes Weib ihn betrogen. Die Familie ist vernichtet. Die Frau muss ins Krankenhaus, wird nach sechs Monaten gebessert, aber als unheilbar entlassen. Der Mann wird ein Trinker, dann Selbstmörder. Der reiche elegante Urheber dieser Tragödie klagt aber die arme Frau, als sie von ihm Unterstützung verlangt, wegen Erpressung.

Wir glauben, dass kein Denker dieses Dokument über die Welt, in der wir leben, aus der Hand legen wird, ohne den Gedanken zu haben, dass eine Gesellschaftsordnung, die solche Früchte zeitigt, verdient, beseitigt zu werden. Denn das steht ja fest: Trotz allem guten Willen, von dem die Herausgabe dieses kleinen Buches diktiert wurde, kann nur in einzelnen Fällen geholfen oder gemildert werden; was bedeutet das aber gegen die Fülle des Elends, das unbekannt, unentdeckt vorhanden ist?

Indem wir dies aussprechen, wissen wir sehr wohl, dass wir uns im Gegensatz zu Dr. Alice Salomon, der Schreiberin des Vorwortes, befinden. Sie konstatiert, dass viel guter Wille dazu gehört, in die Psyche der Arbeiterkreise einzudringen. Denn nicht allein Besitz, auch Bildung trennt. Und in Deutschland trennt darüber hinaus noch der Wille der zielbewusstesten Sozialdemokratie, die nicht daran glaubt, dass auch im Bürgertum ideale Mächte von neugestaltender Kraft lebendig sind. „Muss das wirklich so bleiben? Muss das deutsche Volk immer näher an den Abgrund des Klassenkampfes herangedrängt werden oder gibt es Mittel, die uns zu gegenseitigem Verständnis helfen können?“ So fragt Frau Dr. Salomon und wir fürchten, die Antwort kann nur ein Nein sein. Wir zweifeln

nicht an dem guten Willen einzelner Bürgerlicher, aber der Abgrund, der die Klassen scheidet, ist ein so tiefer, dass nicht nur die zielbewusste Sozialdemokratie, sondern auch die Klasse der Besitzenden — und um diese, nicht um einzelne handelt es sich — die Wege der Frau Dr. Salomon und ihrer Freunde nicht wird gehen wollen. Es wird also wohl beim Klassenkampf bleiben müssen.

Doris Viersbeck. Erlebnisse eines Hamburger Dienstmädchens. Verlag von Ernst Reinhardt in München. Preis broschiert 1 Mk., gebunden Mk. 1'80. Lebensschicksale, Band 4.

Die „Dienstbotenfrage“ war schon oft Gegenstand aufgeregter Diskussionen. So oft irgendwelche Versuche bemerkbar wurden, an dem patriarchalischen Verhältnis, in dem die grosse Masse der dienenden Mädchen noch immer steht, etwas zu ändern, meldeten sich die Stimmen der „Hausfrauen“ in den Tageszeitungen, um zu erzählen, wie sehr sie eigentlich von den Dienstmädchen geknechtet und malträtirt werden. Wahr ist, dass wir uns in einer Epoche des Ueberganges befinden. Die Auflösung des heutigen Dienstverhältnisses wird erfolgen, die Dienstboten werden „freie“ Arbeiterinnen werden, die Dienstbotenordnungen werden verschwinden und der Arbeitsvertrag wird an ihre Stelle treten. Nicht von heute auf morgen. Aber die neue Zeit wirft ihre Schatten voraus und diese sind jenen, die zu verlieren haben, immer unangenehm. Zu verlieren haben aber die Dienstgeberinnen, daher schon heute ihre Klagen, dass es keine „braven“ Dienstboten mehr gibt. Auch die dienenden Mädchen entwickeln sich zu Menschen ihrer Zeit. Doris Viersbeck ist schon ein solches Geschöpf. Tüchtig, arbeitsam, pflichttreu, aber auch stolz und selbstbewusst, frei von aller Sklavendemut. Dass die Dienstgeber mit solchem Dienstpersonal nur gewinnen würden, vermögen sie noch nicht einzusehen und doch könnten sie die Schlussworte des Hamburger Dienstmädchens belehren. Sie schliesst: „Allen lieben Mitmenschen, die gezwungen sind, ihr Brot an anderer Leute Tisch zu essen, möchte ich zurufen: Tut immer eure Pflicht, voll und ganz, aber dann verteidigt euch auch, wo es not tut.“ Doris Viersbeck kam als junges Mädchen auf ihren ersten Hamburger Posten. Schon am ersten Tag sollte sie erfahren, wie wenig so ein Dienstmädchen an den Freuden der Herrschaft teilzunehmen hat. Nachdem die Herrin mitgeteilt hat, dass sie gewohnt sei, ihre Mädchen mit „du“ anzureden, zeigt sie der „Neuen“ die Vorratskammer etc., wo es Kisten mit allerlei Obst und anderen Herrlichkeiten gibt. Sie fragt das Mädchen: „Magst du auch Obst?“, so dass dieses schon im Vorgenuss schwelgt. Sie

sollte sich täuschen. Es verdarb im Keller, so gross war der Vorrat. Der Gärtner musste dann kommen und es wegräumen. Doris hat aber bis auf wurmstichige Stücke nichts bekommen. Alle Ueberreste wurden sorgsam verschlossen. Wenn sie verdorben waren und der Herrschaft nicht mehr geniessbar schienen, wurden sie als nahrhaft dem Mädchen gegeben. Doris war aber kein Mädchen, das sich das gefallen liess, sie hatte den Mut, darüber ihre Meinung zu sagen. Ist es ein Wunder, wenn sich Mädchen ohne Erlaubnis nehmen, was so in Fülle vorhanden scheint, wenn sie nicht warten, bis es zum Essen zu schlecht ist? Dann spricht man von „diebischen“ Dienstboten und bei Gericht werden die Mädchen um ihren unbescholtenen Namen gebracht. Beispiele hierfür enthält das Buch des Hamburger Dienstmädchens mehrere. Ihre Sprache ist dennoch keine gehässige. Ruhig erzählt sie Tatsachen und man fühlt, dass jedes Wort wahr ist. Sie lässt ihren „Herrinnen“ vollste Gerechtigkeit widerfahren und verschweigt auch das Gute nicht. Möchten doch einige der klagenden Hausfrauen aus diesem Buche lernen, wo der grösste Teil der Schuld zu suchen ist, wenn sie über ihre Dienstboten klagen.

Mathilde Franziska Anneke. Die erste grosse deutsche Verfechterin des Frauenstimmrechts. Verlag R. Ruben, Hamburg. Die Frau, deren Bekanntschaft uns Frau Regina Ruben übermittelt, war uns bisher unbekannt. Sie ist eine jener bedeutenden Frauen, die in schwerer Zeit Grösse und erlesenen Charakter gezeigt haben. Eine Westfälin von Geburt, die Tochter eines Domänenrates, wuchs sie in den Anschauungen der katholischen Kirche auf. In einer kleinen Kirche Belgiens soll eine schöne Madonna ihre Züge tragen. Mit neunzehn Jahren schloss sie eine Ehe mit einem Gerichtsrat von Taboulot, die so unglücklich war, dass sie nach einem Jahre getrennt wurde. Während des schweren Kampfes, den die junge Frau um ihr Töchterchen führen musste, warf sie sich in die Arme der katholischen Kirche. Sie machte fromme Gedichte, wovon sie eines voll patriotischer Gesinnung der Kronprinzessin von Preussen widmete. Diese fromme Patriotin ertrug aber diese Fesseln nicht lange. Sie entwickelte sich immer mehr zur entschiedensten Freidenkerin und Demokratin. 1847 wurde sie, 30 Jahre alt, die Frau des preussischen Artillerieleutnants Fritz Anneke, der bei den damaligen politischen Gärungen in politische Gefangenschaft geriet und elf Monate wegen des bekannten Hochverratsprozesses vor die Kölner Assisen kam. Während dieser Zeit gründete Frau Anneke die „Neue Kölnische Zeitung“, die wegen ihres revolutionären Geistes unterdrückt wurde. Auch eine von ihr gegründete Frauenzeitung erlitt dasselbe Schicksal. Ihr Mann trat nach seiner

Enthftung in das pfälzische Revolutionsheer ein. Als es zu Kämpfen kam, eilte seine Frau an seine Seite und diente ihm als Ordnonanzoffizier. Sie teilte alle Strapazen der Aufständischen und schlief zu den Füssen der Pferde. Als sie an der Seite ihres Gatten in Karlsruhe und Rastatt einzog, soll alles von dem schönen Bild, das sie bot, entzückt gewesen sein. In ihren Memoiren sagt sie über diese Epoche: „Ihr Frauen daheim werdet mit ästhetischer Gravität sehr viel schön reden über das, was ein Weib tun darf und tun soll. Wisset, nicht der Krieg hat mich gerufen, sondern die Liebe — aber ich gestehe es euch, auch der Hass, der glühende gegen die Tyrannen und Unterdrücker der heiligen Menschenrechte.“

Die Revolution unterlag und die Annekes mussten gleich vielen anderen flüchten. In Wisconsin, in Amerika, fanden sie eine neue Heimat. Aus Frau Annekes „Abschied an die Heimat“ wollen wir einige Sätze herausheben: „Lebe wohl, du armes Vaterland, das sich brüstet mit dem gefeierten Triumph seiner Lüge, mit dem schmachvollen Sieg seiner gedungenen Schergen und Henkersknechte, deren Leidenschaften dich aussaugen werden bis auf den letzten Blutstropfen, bis auf den Schweiss deines ehrlichen Antlitzes, den du bei der qualvollen Arbeit deiner fleissigen Hände vergossen hast, vergossen nur für deine Peiniger, für deine Fürsten und Tyrannen nur. Lebe wohl, mein Vaterland, bis dir endlich die Augen aufgehen werden, sei es vor Hunger und Erstarrung, ja selbst inmitten deiner üppigsten Fluren und Triften vor Hunger, vor dem die redlichsten deiner Kinder dich erretten gewollt.“

In Amerika arbeitete sie unermüdlich für die soziale und politische Gleichstellung der beiden Geschlechter. Als erste deutsche Rednerin sprach sie 1853 in Neuyork bei einer Zusammenkunft der Frauenrechtlerinnen. Auch hier bewies sie Mut, denn damals war es auch in Amerika noch nicht ungefährlich, für Frauenrechte einzutreten. Ein Pöbelhaufe wollte durch wüstes Schreien und Schimpfworte die Versammlung sprengen. Sie liess sich aber nicht einschüchtern, sie bereiste alle Teile der Vereinigten Staaten, um für die Frauenrechte Propaganda zu machen.

Auch als Schriftstellerin war sie hervorragend tätig, sie arbeitete für viele grosse Zeitungen. 25 Jahre hat diese erste deutsche Kämpferin für Frauenrechte in glücklicher Ehe gelebt, trotzdem hat sie allen Schimpf geerntet, den man in den Anfangszeiten der Frauenbewegung den „Emanzipierten“ in so reichem Masse zuteil werden liess. Am 25. November 1884 ist die tapfere Frau, 67 Jahre alt, in Milwaukee gestorben. Sie verdient es, dass die Nachwelt mit ihr bekannt wird.

a. p.